Sören Kierkegaard, ein unfreier Pionier der Freiheit

Christoph Schrempf

Bibliothek der Aufklärung

Sören Kierkegaard.

Ein unfreier Pionier der Freiheit.

Von

Christoph Schrempf.

Mit einem Vorwort

von

Harald Höffding.



Frankfurt a/M.

Neuer Frankfurter Verlag

G. m. b. H.

Sören Kierkegaard

Ein unfreier Pionier der Freiheit.

Von

Christoph Schrempf.

Mit einem Vorwort

von

Harald Höffding.



Frankfurt a. M. 1907.
Neuer Frankfurter Verlag
G. m. b. H.

Vorwort.

Mit Recht wird Kierkegaard in der vorliegenden Schrift als ein unfreier Pionier der Freiheit bezeichnet. Er hat für geistige Freiheit gewirkt und gelitten, denn es war sein Bestreben als Mensch, als Denker, als Verfasser und als Agitator, die Menschen zu der Überzeugung zu führen, daß eine Lebensanschauung nur dann Wert hat, wenn sie aus persönlicher Erfahrung und eigener Geistesarbeit hervorgegangen ist. Vor allem gilt es daher, über uns selbst und unsere wirkliche Stellung Klarheit zu erwerben. Das sokratische „Erkenne dich selbst!" muß wieder eingeschärft werden. Zu diesem Zwecke hat Kierkegaard seine teils dichterische, teils philosophische Darstellung der komparativen Lebensanschauungslehre (der Lehre von den „Stadien") geschrieben. Er wollte zeigen, daß es vor allem auf die persönliche Innerlichkeit, nicht auf eine Ausstattung mit spekulativen und dogmatischen Prachtblumen ankomme. Die Persönlichkeit („die Subjektivität") ist die Wahrheit, — dieser Satz ist sein Hauptsatz; — und ohne Freiheit keine Persönlichkeit. Mit diesem Hauptgedanken hängt es auch zusammen, daß er — zu einer Zeit, wo die spekulative Philosophie noch ihre Herrschaft behauptete — die Prinzipien des Kritizismus geltend machte.

Unfrei war er, insofern es seine mit den Jahren immer mehr vertiefte Überzeugung war, daß die höchste Lebensanschauung schon längst geoffenbart worden sei. Das Urchristentum war in seinen Augen die absolute Wahrheit, und sein Bestreben

ging hauptsächlich darauf aus, diese Wahrheit vor Vermengung mit anderen Lebensanschauungen zu sichern. Seine Darstellung der „Stadien" sollte eben zeigen, daß es eine ganze Reihe ideeller Standpunkte außer dem eigentlichen Christentume gebe.

Zugleich ward es aber auch immer mehr seine Überzeugung, daß die Menschen sich — mehr in Heuchelei als im offenen Trotz — von dieser höchsten Lebensanschauung losgemacht hatten, obgleich sie noch auf den Christennamen Anspruch machten. Und so ward es sein letztes Wort, die Thesis, der er seine letzten Kräfte widmete, daß „das Christentum des Neuen Testaments" nicht mehr existiere.

Welche Konsequenz er selbst aus dieser Situation gezogen hätte, wenn er länger gelebt hätte, können wir nicht wissen. Aber die Macht und die Konsequenz der Ideen ist größer als der Wille ihrer Vorkämpfer. Und so hat Kierkegaard faktisch in weit umfassenderem Sinne, als er sich bewußt sein konnte, für Geistesfreiheit gewirkt. Er hat Samen gesäet, die andere Früchte tragen werden, als er vorhersehen und — hoffen konnte.

Mehr als fünfzig Jahre sind jetzt nach dem Tode dieses Geisteskämpfers verflossen. Noch immer wird aber seine Stimme uns mahnen können, unseren Sinn für die innige, persönliche Seite des großen Kampfes um die Wahrheit offen zu erhalten. —

Ich kann dieses Vorwort nicht schließen, ohne Herrn Christoph Schrempf, der so viel für die Verbreitung der Schriften meines großen Landsmannes außerhalb Dänemarks gewirkt hat, und der zugleich selbst zum rechten Verständnis Kierkegaards so viel beigetragen hat, einen aufrichtigen Dank zu bringen.

Kopenhagen, 30. März 1907.

Harald Höffding.



Wenn Sören Kierkegaard je gedacht hätte, daß man ihn einmal im Dienste der „Aufklärung" benützen wollte, so hätte er gewiß zum voraus den entschiedensten Einspruch dagegen erhoben. Er wollte natürlich kein Finsterling sein (das hat überhaupt noch niemand sein *wollen*); er strebte vielmehr selbst dem Lichte zu und wollte andere zum Lichte führen. Aber dieses Licht war ihm eben die *christliche* Wahrheit; Aufklärung seiner selbst bedeutete für ihn nur, daß er sich im Lichte des Christentums immer besser verstehe; Aufklärung anderer hatte für ihn nur den Sinn, daß er ihnen die wahre, in der Christenheit verkannte und entstellte Meinung des Christentums wieder aufdecke und zu Gemüte führe. Daß es eine Aufklärung *über* das Christentum gebe, die dessen Wahrheitsgehalt erst zu bestimmen hätte, das war ihm ein Gedanke von gotteslästerlicher Vermessenheit. Den Zweifel an der Wahrheit des Christentums konnte er sich nur daraus erklären, daß man es mit dem christlichen Lebensideal nicht ernst genug nehme; darum glaubte er ihn auch mit Luther einfach zum Schweigen verweisen zu sollen. Aber kein Mensch ist Herr der Folgen, die sich an sein Wirken heften; es kann auch kein Denker verlangen, daß man seine Gedanken nur nach seiner Absicht nütze. Kierkegaard, der nur den Willen hatte, die Autorität des Christentums wiederherzustellen, er treibt tatsächlich jeden, der ihn nicht nur liest, sondern studiert, nicht nur studiert, sondern durchlebt, darauf hin, daß er mit dem Christentum als maß-

gebender religiöser Autorität bricht. Und weil er wieder einen unbedingten Gehorsam des Glaubens aufrichten will, führt er zum unbedingten Bruch mit dem Gehorsam des Glaubens. Einer, der das erprobt hat, der ihm das dankt, versucht im Folgenden, diesem Verdienste, das Kierkegaard wider Willen sich erwarb, zum Verständnis zu verhelfen.

Sören Aabye Kierkegaard ist geboren zu Kopenhagen den 5. Mai 1813, als letztes, siebentes Kind des wohlhabenden Wollwarenhändlers Michael Petersen Kierkegaard. Über seiner Jugend liegt ein geheimnisvolles Dunkel, das wohl nie ganz gehoben werden wird. Er selbst hat später von sich gesagt, daß er nie wirklich jung gewesen sei, daß er von Kind an in dem Bann einer düsteren Schwermut gelebt habe, die freilich verbunden gewesen sei mit der größten Gewandtheit, sich heiter zu stellen. Lehrer und Mitschüler, nach seinem Tode darüber befragt, wollten allerdings von dieser Schwermut nichts bemerkt haben; aber sie legten damit wohl nur Zeugnis ab für die Richtigkeit seines Bekenntnisses. Wie entstand nun diese rätselhafte Schwermut? Eine äußere Veranlassung hatte sie daran, daß der Knabe kränklich und dem Spotte der Kameraden ausgesetzt war. Aber darüber wird ein Knabe nicht schwermütig, wenn er die Lebhaftigkeit und Schärfe des Geistes besitzt, die Kierkegaard schon früh auszeichnete. Die Anlage zur Schwermut hatte er von dem Vater geerbt; und der Einfluß des Vaters (hinter dem die Mutter ganz zurücktrat) hat sie auch zum Ausbruch gebracht. Dieser litt unter der Angst, daß er in seiner Jugend, unter dem Druck der härtesten Entbehrungen, durch Gotteslästerung die Sünde wider den heiligen Geist begangen habe, die nicht vergeben werden kann, weder in dieser noch in jener Welt. Das wußten die Kinder natürlich nicht

(Sören scheint es erst im 25. Lebensjahr erfahren zu haben); aber sie ahnten doch, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung sei, und sie litten darunter. In seiner eigenen Seelenangst hat nun auch der Vater seine Kinder, wie Sören später sagt, mit unsinniger, unmenschlicher Strenge erzogen. Nicht als ob er sie hart behandelt hätte; er war zwar pedantisch und von heftigem Temperament, aber doch gutmütig und insbesondere gegen den Jüngsten wirklich schwach. Aber er legte auf ihn den Druck des Gedankens, daß alle Selbstheit des Menschen erst gebrochen werden müsse, damit er für den Dienst Gottes tauge, und daß es das notwendige Schicksal alles Guten und Großen sei, im Kampf mit der argen, bösen Welt, äußerlich betrachtet, unterzugehen. Der geliebte Sohn Gottes kann gar nicht anders enden als am Kreuz: daß dies das schreckliche Geheimnis des Christentums sei, hat Kierkegaard gewiß schon von dem Vater übernommen. Er aber war, wenn nicht lebenslustig, so doch lebenslüstern und insbesondere von einem brennenden Ehrgeiz beseelt. Er hat sich wohl schon in sehr früher Jugend für etwas ganz Besonderes gehalten, — also, nach dem Glauben des Vaters, für ausersehen zu ganz außerordentlichen Leiden und Kämpfen. Und das mußte ihn freilich schwermütig machen.

Mit 17 Jahren bezog Sören die Universität, um Philosophie und Theologie zu studieren. Drei Jahre später setzen seine Tagebücher ein: die einzige zuverlässige Quelle, die wir für die Kenntnis seiner Persönlichkeit haben, und die doch mit Vorsicht benützt sein will; denn er verstand gewiß selbst nicht immer, was in ihm vorging, und er besaß eine verhängnisvolle Kraft der Autosuggestion. Diese Tagebücher gewähren uns in den nächsten Jahren einen erschreckenden Einblick in ein höchst unerquickliches, in den schroffsten Gegensätzen sich bewegendes, zerrissenes, ja zersetztes Innenleben. Die Verzweiflung, die sich hier ausspricht, ist um so schlimmer, da echter und bloß anempfun-

dener Schmerz und auch richtige Koketterie mit seinem großen kranken Herzen wirr durcheinanderlaufen und ununterscheidbar ineinanderfließen. Was sie verursacht, ist nicht deutlich zu erkennen. Im Hintergrunde steht eine geheimnisvolle Schuld, die er sich in den ersten Jahren des Studentenlebens zugezogen haben muß. Wie es sich damit nun auch verhalten mag: schlimmer sind die Ausschweifungen einer zügellosen Phantasie, denen er sich hingibt. Er ist unter den Einfluß der deutschen Romantik gekommen; die Lüsternheit der „Luzinde“, der hohle Hochmut der romantischen Ironie faszinieren ihn sichtlich, und dagegen empört sich wieder sein christlich geschultes Gewissen. Aber die Hauptursache seiner Zerrissenheit ist doch, daß er sich einem mächtigen Zuge zu geistiger Befreiung mit schlechtem Gewissen überläßt. Die Hegelsche Philosophie, die damals ihren Einzug in Dänemark hielt, versprach ihm, den Glauben zu einem Wissen zu erheben. Das lockt ihn; aber er entdeckt bald, daß diese Weiterbildung des Christentums eine Änderung seines Wesens involviere; und so traut er sich nicht weiter, und mag doch auch nicht zurück. Im Jahre 1835 steht er hart vor dem Bruch mit dem Glauben seines Vaters. Der Christ erregt ihm den Anschein eines Menschen, der sich eine bestimmte Idee fixiert hat. Eine wunderlich qualme Luft kommt ihm aus dem Christentum entgegen. Daß das ganze Leben auf Erden, der Mensch wie die Natur, sündig sei, daß des Knotens Lösung nur von der anderen Welt zu erwarten sei, will ihm nicht mehr zu Sinne. Auch die versprochene Seligkeit („ein seliges Hinstieren mit großer, fixierter Pupille“) ist nicht nach seinem Geschmack. Viel wohltuender ist ihm die Vorstellung, daß einmal alle großen, ausgezeichnet begabten Männer, die in die Entwickelung der Menschheit eingegriffen haben, sich treffen, daß ihnen die verborgenen Ursachen und Wirkungen in der Geschichte sich enthüllen sollten. Er glaubt zu erkennen, daß das

Christentum, statt Kraft zu schenken, viele bloß ihrer Mannheit beraube. Aber vor der Konsequenz schreckt er zurück; nicht um den Christen zu tadeln, will er diese Bedenken vorgebracht haben, sondern nur um vor so engbrüstigen Vorstellungen zu warnen. Doch steht ihm eines schon jetzt fest: daß er sich auf keine schlechte Vermittlung zwischen Glauben und Wissen einlasse. Was ihn am Christentum zurückstößt, imponiert ihm doch wieder: daß es eine Radikalkur ist; daß es verlangt, man solle mit einem verzweifelten Sprung sich auf seinen Boden stellen.

Schmerzliche Lebenserfahrung drängt ihn wieder, diesen verzweifelten Sprung selbst zu versuchen. Im Sommer 1838 starb der Vater. Die Entwickelung des Sohnes hatte ihm in den letzten Jahren viele Sorge gemacht; gewiß nicht bloß, weil dieser viel Geld brauchte und sein Examen ungebührlich hinausschob, sondern auch weil er dessen religiöse Unsicherheit erkannte oder doch ahnte. Um die Zeit seines Todes muß Sören nun auch das unselige Geheimnis des Vaters erfahren haben. So gewann der Tote eine Macht über den Sohn, die der Lebende nicht hatte behaupten können. Sören, der nun die Rolle des Vaters gegen sich zu spielen hatte, bequemte sich jetzt nicht nur zu der verhaßten Examensarbeit, sondern wurde auch mit steigendem Ernst der Anwalt des väterlichen Glaubens gegen seine eigenen skeptischen Neigungen. Zu der Pietät gegen den Vater trat die Hoffnung, in den Armen der Liebe die Konklusion aller exzentrischen Prämissen seines Lebens zu finden. Das Gefühl der Verantwortung, das der Gedanke an eine Verheiratung mit sich brachte, verstärkte den Wunsch, in dem Glauben seiner Jugend einen sichern Halt für sein unstetes Gemütsleben zurückzugewinnen. In einer gesteigerten religiösen Stimmung und zugleich gefoltert von den unheimlichsten Ahnungen wagte er es, den 10. September 1840 sich mit der achzehnjährigen Regine

Olsen zu verloben. Dann macht er das theologische Kandidatenexamen und doktoriert mit einer Abhandlung „über den Begriff der Ironie mit beständigem Hinblick auf Sokrates". Aber statt nun eine Anstellung zu suchen und die Geliebte heimzuführen, hebt er im Oktober 1841 seine Verlobung wieder auf.

Wie kam er zu diesem verhängnisvollen Entschluß? Wir können eine ganze Reihe von Gründen aufzählen, die ihn mitbestimmt haben; aber d e n Grund werden wir nie sicher erfahren. In seinen Tagebüchern finden sich zahllose Ergießungen seines Schmerzes und Reflexionen über das grausame Schicksal, das ihm die Verbindung mit der Geliebten versagt. Aber das sind alles nur unbestimmte Stimmungen; was diese Stimmungen zu einem nötigenden Bestimmungsgrund verdichtete, hat er dem Papier nicht anvertraut oder wieder getilgt. Ferner ist seine Liebesgeschichte sichtlich der Hintergrund eines großen Teils seiner Schriftstellerei; und so hat man sie insbesondere aus der „Leidensgeschichte" in den „Stadien auf dem Lebenswege" herauskonstruieren wollen. Aber Kierkegaard selbst stellt den Schriftsteller, der eigene Erlebnisse benützt, unter das Gesetz der Delikatesse: „daß er nie das Wahre sagt, sondern das Wahre für sich selbst behält und es sich nur in verschiedener Weise brechen läßt". Und daran hat er sich in der Tat gehalten; er hat seine Liebesgeschichte in sehr verschiedenen Brechungen wiedergegeben. Wir können also nur vermuten, was ihn in seinem rätselhaften Verhalten wirklich und entscheidend bestimmt hat. Mir erscheint es als das Wahrscheinlichste, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, seiner Braut jene geheimnisvolle Schuld zu beichten, die er vor Jahren auf sich geladen. Diese Schuld hat ihn auch abgehalten (das wissen wir so gut wie sicher), in den Kirchendienst einzutreten. Sie war also wohl der Kristallisationspunkt für die verschiedenartigen, im einzelnen nicht durchschlagenden Bedenken, die ihm die Ehe widerrieten. Wie sich das nun auch

verhalten möge: Kierkegaard ist von da an auf lange Jahre hin von dem Gedanken beherrscht, daß sein ferneres Leben nur eine Buße für seine Vergangenheit sein könne. Als Inhalt dieses Büßerlebens aber konnte er sich nichts anderes denken, als daß er sich der Sache des Christentums unbedingt zur Verfügung stelle. Von diesem Gesichtspunkt ist die Schriftstellerei durchgängig beherrscht, der er nun ausschließlich lebte.

Doch liegt darin nicht, daß sie die einheitliche Ausführung eines vorbedachten Planes wäre. Wenn Kierkegaard, wie er es liebte, dem Publikum von Zeit zu Zeit Rechenschaft über seine Tätigkeit ablegte, benützte er das jeweilige Resultat, zu dem er gekommen war, in einer Weise zur Erläuterung seines Schaffens, daß es auch als das Ziel erscheinen kann, das er habe erreichen wollen. Aus den gleichzeitigen Tagebüchern ersehen wir dagegen deutlich, daß er in seinem fortschreitenden Schaffen selbst erst wird. Die einzelnen Werke entstehen, wie überall, aus einem dunklen Drange, der sich zu einem klar bewußten Wollen erst durchringt. Was er geschaffen hat, glaubt Kierkegaard, wie jeder geniale Denker, erst nachträglich in seiner ganzen Bedeutung zu verstehen. Aber bei ihm ist mehr als bei andern dieses nachfolgende Verständnis Voraussetzung, Anlaß und Einschlag erneuter Produktivität: und so entsteht ihm unter den Händen in der Tat ein Lebenswerk von ganz erstaunlicher Geschlossenheit. Auch das ist nicht Sache des freien Vorsatzes, daß sein ganzes Wirken im Dienste des Christentums steht. Vielmehr ist ihm der Geist (um nicht zu sagen: das Gespenst) des Christentums immer fühlbar gegenwärtig, wenn er denkt und schreibt; ganz unwillkürlich hat jede Bewegung seines Geistes eine nähere oder entferntere Beziehung auf das Christentum — und zwar das Christentum seines Vaters. Das ist seine Größe und seine Grenze.

Die erste Periode seines Schaffens umfaßt die Jahre 1843

bis 1846. In einer Reihe von pseudonymen Schriften [1]) entlädt er sich der zerfahrenen, dumpfen, zugleich lüsternen und schwermütigen, verzweifelten und hochfahrenden Stimmungen, von denen er bis zu der Katastrophe seines Lebens hin und her geworfen wurde. Indem er sich unbarmherzig vor Augen führt, welchem Abgrund er zutrieb, sucht er zugleich einen sittlichen und religiösen Halt zu gewinnen; was für ihn nichts anderes bedeutet, als daß er auf den Wegen der subtilsten Reflexion sich zurückfinde zu dem einfältigen Glauben seiner Kindheit. Gleichzeitig spricht er sich die Elemente dieses Glaubens in „Reden zur Erbauung" (die er unter seinem Namen veröffentlicht) tröstend und mahnend in Herz und Gewissen. Diese Schriften dienen also in erster Linie der Verständigung mit sich selbst, der Erziehung seiner selbst. Damit verbindet sich die ganz private Absicht, seiner verstoßenen Braut (die sich inzwischen verheiratet hatte, ihn aber nicht vergessen konnte) den Schlüssel für sein rätselhaftes Wesen und Verhalten in die Hände zu spielen. Indem er aber den Gang der Entwickelung zeichnet, den er teils schon hinter sich, teils noch vor sich sieht, will er zugleich seine Zeitgenossen denselben Weg führen. Zu dieser Absicht bekennt er sich als Herausgeber der Schriften des Johannes Climacus,[2]) der denn auch offen das Problem des Christentums aufwirft und diskutiert, aber in Form der subjektiven Frage: „Wie kann

[1]) Die wichtigsten sind: „Entweder—Oder", herausgegeben von Victor Eremita; „Die Wiederholung" von Constantin Constantius; „Furcht und Zittern" von Johannes de Silentio; „Der Begriff der Angst" von Vigilius Haufniensis; „Stadien auf dem Lebensweg", herausgegeben von Hilarius Buchbinder.

[2]) „Philosophische Bissen oder ein Bißchen Philosophie" und „Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den philosophischen Bissen". Diese letztere Schrift ist das wissenschaftliche Hauptwerk Kierkegaards.

ich, Johannes Climacus, der Seligkeit teilhaftig werden, die das Christentum verheißt?" Johannes Climacus stellt sich also außerhalb des Christentums; und eben deshalb wird er von Kierkegaard vorgeschoben, der bereits den Sprung ins Christentum gewagt hat.

Aber es ist Kierkegaard nicht gelungen, sich seinen Climacus als wirklichen Nichtchristen zu denken. Denn ein solcher müßte erst die theoretische Frage aufwerfen, was denn Christentum ist, ehe er mit Climacus unter der hypothetischen Voraussetzung, das Christentum sei Wahrheit, sich die praktische Frage vorlegte, wie er sich die Wahrheit des Christentums zueignen könne. Climacus dagegen setzt den Begriff des Christentums als gegeben voraus; d. h. Kierkegaard kann von seinem übernommenen Begriff des Christentums nicht abstrahieren. Wie versteht er nun das Christentum, zu dem er hinführen, in das er hineintreiben will? Es ruht ihm auf der paradoxen Tatsache, daß Gott Mensch geworden ist. Dadurch ist für den Menschen eine ganz eigentümliche Situation geschaffen: daß sein Verhältnis zu Gott mit dem Verhältnis zu einem Menschen zusammenfällt; daß er für oder wider Gott ist, indem er für oder wider einen gewissen Menschen ist; daß er in einem Augenblick der Zeit über sein ewiges Los entscheiden muß. Oder vielmehr: der Gottmensch stellt uns vor die Wahl zwischen zeitlichem Behagen und ewiger Seligkeit. Denn wenn Gott Mensch wird, so kann sich der Gottmensch nicht durch relative Vorzüge unter den Menschen auszeichnen: das ist die Meinung des Heidentums, daß das Göttliche eine relative Erhöhung des Menschlichen sei. Geht der absolute Gott in die Endlichkeit ein, so entspricht es allein seiner Würde, daß er ein Inkognito wählt, worin er den Menschen unbedeutend, verächtlich, ja verwerflich erscheint. Dadurch protestiert die Gottheit gegen alle menschliche Wichtigtuerei mit relativen Vorzügen der Macht, Ehre, Sittlichkeit. Und nur

wenn der Gottmensch in der äußersten Erniedrigung sich als Gott bekennt, kann er dessen gewiß sein, daß man sich ohne niedrige Nebenabsichten, ohne Rücksicht auf zeitlichen Vorteil für ihn entscheidet. Insbesondere sichert sich der Gottmensch durch seine Knechtsgestalt auch dagegen, daß der eine nur an ihn glaube, weil schon der andre an ihn glaubt, daß es also zur Sitte werde, ihm nachzufolgen. Denn wer sich ihm, dem Erniedrigten, zuwendet, ist des einen gewiß, daß er sein unglückliches Schicksal teilen muß, während die versprochene Seligkeit immer eine unsichere Hoffnung bleibt. Ein solches Risiko wird aber nie in die Mode kommen. Dem Gottmenschen wird sich also immer nur der Einzelne zuwenden; und er tut es natürlich erst dann, wenn er an allem zeitlichen Glück verzweifelt ist, wenn er für sich überhaupt nur von der ewigen Seligkeit, die der Gottmensch seinem Jünger anbietet, Befriedigung erhoffen kann. Für jeden, in dem die Leidenschaft für die ewige Seligkeit noch nicht erwacht ist, kann und soll das Christentum nichts anderes sein als ein Unsinn, eine Lächerlichkeit, ein Ärgernis.

So hat sich Kierkegaard bis zum Jahr 1845 die Radikalkur zurechtgelegt, die er in dem Christentum selbst noch mehr wünschte, als daß er sie schon hätte rühmen können. Die Hilfe, die es gewährt, besteht darin, daß es die Leidenschaft für die ewige Seligkeit erweckt, und daß es den Menschen vor die fürchterlichste Entscheidung stellt. Dadurch hebt es den Menschen über sich selbst hinaus. Sein Wert liegt nicht in dem Erkenntnisgehalt des Dogmas, nicht in dem menschlich-sittlichen, also doch nur zeitlichen Leben, das es produziert. Auch will es nicht über die mancherlei Leiden trösten, denen der Mensch ausgesetzt ist; es läßt vielmehr den Schmerz über sie untergehen in der unendlichen Sorge um das ewige Heil. Denn diese erzwingt nicht nur den Eintritt in das Christentum, sondern bestimmt fortdauernd den Charakter des christlichen Lebens. Also gehört

es zum Wesen dieser Radikalkur, daß sie in der Zeit niemals vollständig helfen darf. Im Gegenteil: wenn die Energie des Glaubens nicht erschlaffen soll, muß sich für den Glaubenden der Kontrast zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen Gott und Welt fortwährend steigern. Darum bleibt auch der Christ immer der Einzelne, als der er allein Christ werden konnte; ja er wird im Fortschritt seines Christenlebens immer mehr der Einzelne.

Daß Kierkegaard mit dieser Auffassung des Christentums der Kirche das Todesurteil spricht, hat er 1845 noch nicht gesehen. Er kehrt sich zwar schon gegen alles „Gewohnheitschristentum"; seinen Hauptfeind sieht er aber zunächst noch in der Hegelschen Ethik und Religionsphilosophie, welche die harte Tatsache der Menschwerdung Gottes in eine bloße Idee der Gottmenschheit erweichen, den Gegensatz zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen vermitteln und den Einzelnen nur als Glied der Gesellschaft gelten lassen will. Aber äußere Erlebnisse reizten ihn bald, die Konsequenzen seiner Auffassung des Christentums immer strenger zu entwickeln und sie auch gegen die Kirche geltend zu machen.

Damals hatte Kopenhagen ein freisinniges Witzblatt „Der Korsar", das sich, wie es scheint, auch in private Verhältnisse mischte und den Stadtklatsch für seine Zwecke ausnützte. Kierkegaard glaubte, daß es äußerst demoralisierend wirke, und er glaubte auch, daß die politischen, wissenschaftlichen und kirchlichen Autoritäten der Stadt diese seine Überzeugung teilen. Aber niemand wagte es, den Kampf mit dem ebenso bösartigen wie verächtlichen Gegner aufzunehmen. Da verlangte Kierkegaard im Dezember 1845 öffentlich, daß er, wie alle anständigen Menschen, von dem „Korsaren" nicht mehr gerühmt, sondern angegriffen werde. Dem wurde entsprochen: er war von da an einige Monate im „Korsaren" das stehende Objekt von

Witzeleien, die uns jetzt allerdings zu kindisch und unfein erscheinen, als daß sie eigentlich hätten verletzen sollen. Anders mochte freilich der Eindruck auf das Publikum der „Kleinstadt" Kopenhagen sein. Kierkegaard nahm die Sache bitter ernst; er erwartete auch, daß die Autoritäten, nachdem er den Kampf aufgenommen hatte, irgendwie für ihn eintreten. Aber diese Hoffnung wurde enttäuscht; er glaubte sogar sehen zu müssen, daß sich alte Bekannte von ihm zurückziehen, damit sie nicht auch in den „Korsaren" kommen. Diese Feigheit gab seiner Verehrung insbesondere für die geistlichen Autoritäten einen Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholte. In den erbaulichen Schriften, die er in den nächsten Jahren schrieb, betonte er immer schärfer, daß es für den Christen wesentlich sei, für die Wahrheit zu leiden. Auch die christliche Liebe scheidet er nun immer strenger von aller bloßen Gefälligkeit gegen die Menschen. Der Christ liebt den Nächsten nur in Gott, im Sinne und Dienste der Wahrheit, mit der Absicht, ihn religiös zu fördern. Eine Liebe, die sich ein geringeres Ziel setzt, verdient den Namen christlicher Liebe nicht.

Dann kamen die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848. Kierkegaard, der „Einzelne", hatte für den Kampf um die politische Freiheit keinen Sinn. Er sah in der Empörung gegen die Obrigkeit, die von Gott ist, nur einen Ansturm gegen jede Einschränkung der zügellosen Willkür. Da wäre es wieder Pflicht der geistlichen Autoritäten gewesen, sich der entfesselten Leidenschaft der Menge entgegenzuwerfen. Aber sie zeigten keine Lust, sich der Gefahr auszusetzen. Warum? Kierkegaard glaubte den Grund nur zu deutlich zu sehen. Zu i h r e m Christentum gehörte es freilich nicht, daß man die Feindschaft der Welt auf sich nehme. Sie wünschten vom Christentum auch gar nicht die Art von Hilfe, daß es zu Entscheidungen nötige, die den Menschen über sich selbst hinaustreiben. Darum machten sie es

zu der frohen Botschaft von einer Gnade, die statt zur Idealität zu erziehen, von der beschwerlichen idealen Forderung dispensiert. Maskiert aber wurde diese Abschwächung des Christentums durch die Betonung der kirchlichen Gemeinschaft. Anforderungen, die alles Behagen des Lebens zerstören, werden die Menschen en masse niemals auf sich nehmen; soll also das Christentum durchaus Gemeinschaftsreligion sein, so müssen seine Forderungen auf das reduziert werden, was sich der Durchschnitt der Menschen gefallen läßt. Und um dieser erwünschten Abschwächung willen behauptet man die Notwendigkeit der Volkskirche.

Also galt es, das Christentum in seiner Wahrheit, d. h. in seiner strengen Idealität, wieder zur Geltung zu bringen. Kierkegaard tat dies durch den Mund eines neuen Pseudonymus, Anticlimacus.[3]) Dieser wendet sich mit einem Pathos der Entrüstung, das oft schon in schneidenden Hohn übergeht, gegen die verweltlichte Christenheit, die schlau und dumm genug ist, zeitliches Behagen und ewige Seligkeit zugleich zu wollen. Er brandmarkt es als ebenso lächerlich wie verächtlich, daß man den Gekreuzigten in stillen Stunden sentimental verherrlicht, aber in dem ernsten, wirklichen Leben alles klüglich vermeidet, was ihm den schmählichen Tod brachte. Christ sein heißt ihm, den immer tötlichen Kampf für das Göttliche gegen die Weltlichkeit aufzunehmen, der für den Christen heute so unausweichlich ist wie einst für Jesus und seine ersten Jünger. Denn durch den angeblichen Sieg des Christentums ist nicht die Welt verchristlicht, sondern nur das Christentum verweltlicht worden. Das Christentum muß also in der Christenheit erst wieder eingeführt werden. Der erste Schritt dazu ist das demütige Zugeständnis, daß alles sogenannte Christentum der Gegenwart mit dem ursprünglichen, allein

[3]) „Die Krankheit zum Tode" (1849) und „Einübung im Christentum" (1850) von Anticlimacus, herausgegeben von Sören Kierkegaard.

wahren Christentum kaum noch eine entfernte Ähnlichkeit habe. Kierkegaard, als „Herausgeber" der Schriften des Anticlimacus, will das alles in erster Linie sich selbst gesagt sein lassen. Er geht seinen Zeitgenossen mit dem Bekenntnis voran, daß er ein Christ im strengen Sinne nicht sei. Aber er behauptet auch nachdrücklich, daß die ideale Forderung nicht abgeschwächt, nicht verschwiegen werden dürfe, daß sie wenigstens gehört werden müsse: damit man lerne, so zur „Gnade" hinzufliehen, daß man die „Gnade" auch nütze. Denn in der bestehenden Christenheit wird Gott als guter, schwacher Papa genommen, wird nicht einmal mehr nach Gebühr gewürdigt, wieviel Nachsicht man von ihm in Anspruch nimmt.

Damit glaubte Kierkegaard die einzige Möglichkeit gezeigt zu haben, das kirchliche Christentum zu verantworten: will es für das wahre Christentum gehalten werden, so ist es unverantwortliche Heuchelei. Er will also gegen Anticlimacus, den von ihm erdichteten Anwalt des Göttlichen, noch für einen Verteidiger des Bestehenden gelten. Aber schon im Jahr 1851 tat er, fast unmerklich, den entscheidenden Schritt, die Rolle des Anticlimacus selbst zu übernehmen. Er legt in einem kleinen Schriftchen öffentlich Rechenschaft von seiner schriftstellerischen Tätigkeit ab. Er bekennt sich darin zu der Absicht, auf das Christliche aufmerksam zu machen, lehnt es ab, die Autorität spielen zu wollen, deutet aber doch an, daß er glaube, in seinem Wirken von der Vorsehung geleitet worden zu sein. Er beschreibt auch seine bisherige Position, offenbart seine bisherige Taktik: was doch nur einen Sinn hat, wenn er seine Position und Taktik nun ändern will. Und in der Tat läßt er auch sofort eine Schrift folgen, worin er der Gegenwart in eigenem Namen ebenso behutsam wie eindringlich ins Gewissen redet.[4])

[4]) „Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen" 1851.

Sie gipfelt in dem Gedanken, daß der verweichlichten Christenheit nur noch durch unerbittliche Einschärfung des Ideals geholfen werden könne, die herbste Strenge gegen sie aber zugleich die freundlichste Milde sei.

Diese letzten Schriften hatte Kierkegaard je pflichtschuldigst dem höchsten Geistlichen Dänemarks überreicht, dem Bischof Mynster, der allgemein für eine Säule der Kirche galt, der auch der Seelsorger seines Vaters gewesen war, an dem er selbst lange mit Verehrung hinaufgesehen hatte. Aber er wollte ihm damit durchaus nicht bloß seine Ergebenheit bezeugen; vielmehr wünschte und hoffte er, ihn als den offiziellen Vertreter des Christentums in Dänemark zu dem öffentlichen Zugeständnis zu bewegen, daß das Christentum der Kirche im besten Falle nur eine Abschwächung des wahren Christentums sei. Manches Wort seiner letzten Schriften mußte Mynster direkt auf sich beziehen. Und er tat das auch. Aber zu dem Zugeständnis, das Kierkegaard erwartete, ließ er sich nicht herbei. Ebensowenig fühlte er sich veranlaßt, gegen dessen kirchenfeindliche Auffassung des Christentums öffentlich Einspruch zu erheben. Er tat vielmehr das Schlimmste, was er nach Kierkegaards Urteil überhaupt tun konnte: daß er seinem Unmut über das frevle Spiel mit dem Heiligen, das Kierkegaard treibe, gegen Dritte Ausdruck gab, die es ihm wohl hinterbringen sollten, jedenfalls hinterbrachten; und daß er sich mit Kierkegaard selbst, als dieser ihn darüber zur Rede stellte, durch vornehme Liebenswürdigkeit abzufinden suchte. Was sollte dieser nun tun? Sollte er durch einen offenen Angriff den alten Mann zwingen, Farbe zu bekennen? Über dieser Frage brütete er die nächsten Jahre. Da starb Mynster im Frühjahr 1854. Kierkegaard war dadurch einer Verlegenheit überhoben, die immer drückender geworden war; es war ihm freilich aber auch der Gegner genommen, mit dem er sich zuletzt in der Stille unab-

läſſig geſtritten hatte, der ihm alſo bei ſeinem Kampf um das chriſtliche Ideal ſpeziell vor Augen ſchwebte. Sofern das ein Schaden war, wurde ihm dadurch abgeholfen, daß H. L. Martenſen, Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen, damals präſumptiver, ſpäter wirklicher Nachfolger Mynſters, auf dieſen eine Erinnerungsrede hielt, worin er ihn als Glied in die Kette der Wahrheitszeugen einreihte, die von den Apoſteln reiche bis auf unſere Tage. Mynſter ein Wahrheitszeuge! Er, der ſich die letzten Jahre, ja ſein ganzes Leben, zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit durchlaviert hatte! der das kirchliche Syſtem, das er vertrat, weder preisgeben mochte, noch zu behaupten wagte! Das war zuviel! Da wurde ja dieſe äußerſte Abſchwächung des Chriſtentums, die Mynſter repräſentiert hatte, ohne jeden Vorbehalt für das wahre, ideale Chriſtentum ausgegeben!

Und ſo brach denn Kierkegaard aus ſeinem Hinterhalte los. Erſt in Zeitungsartikeln, dann in Flugſchriften ſchleuderte er dem offiziellen Chriſtentum die Anklage ins Geſicht, daß es das größte Kriminalverbrechen ſei, das die Geſchichte kenne. Er ſchreckt vor der infamierendſten Beleidigung nicht zurück; ſein ätzender Spott verſchont nicht die heiligſten Gebräuche der Kirche. Dabei verrät er mit keinem Wort irgendwelche Furcht, Unrecht zu tun, oder gar Reue: doch leidet er ſelbſt unverkennbar unter der unmenſchlichen Härte, zu der er ſich verpflichtet fühlt. Endlich bricht er mitten im Kampf zuſammen und ſtirbt den 11. November 1855.

Im Folgenden gebe ich von dieſen Aufſätzen nur eine kleine Auswahl, nicht des Stärkſten, ſondern des Bezeichnendſten.[5])

[5]) Sämtliche agitatoriſche Schriften Kierkegaards findet man zuſammengeſtellt in „Sören Kierkegaards Angriff auf die Chriſtenheit" von A. Dorner und Chr. Schrempf. Stuttgart. Fr. Frommans Verlag, 1896. Daraus ſind auch mit gütiger Erlaubnis des Verlegers die hier mitgeteilten Aufſätze abgedruckt.

Des besseren Verständnisses wegen schicke ich voraus, was Kierkegaard in dem Schriftchen „über meine Wirksamkeit als Schriftsteller“ von seiner bisherigen Position und Taktik sagt (1851). Der erste aber der folgenden Aufsätze, der aus noch früherer Zeit stammt, aber erst nach Kierkegaards Tod veröffentlicht wurde, wird dem aufmerksamen Leser zeigen, daß Kierkegaards Widerwille gegen das offizielle Christentum tiefer wurzelt als in dem Glauben an die unbedingte Autorität des Neuen Testaments.

I.

„Der Einzelne“.

(1846.)

Es gibt eine Anschauung vom Leben, die meint, wo die Menge ist, sei auch die Wahrheit, und daß es der Wahrheit ein Bedürfnis sei, die Menge für sich zu haben. Nach einer andern Lebensanschauung ist überall, wo die Menge ist, die Unwahrheit, so daß (die Sache einen Augenblick auf die äußerste Spitze getrieben) sogar etwa die Einzelnen alle, jeder für sich, die Wahrheit im stillen haben könnten, die Unwahrheit aber gleichwohl sofort sich einstellen würde, wenn diese Einzelnen in Menge zusammenkämen, d. h. so, daß die „Menge“ irgendwie durch Abstimmung, Geschrei und Lärm entscheidende Bedeutung bekäme.

Denn die „Menge“ ist die Unwahrheit. Ewig, fromm, christlich betrachtet gilt Pauli Wort: „Nur Einer erreicht das Ziel“ — und er erreicht es nicht verhältnismäßig, denn in dem „Verhältnis“ sind ja doch die „andern“ mit dabei. Das will sagen: jeder kann dieser Eine sein; dazu will Gott ihm helfen — allein nur Einer erreicht das Ziel; und das will wieder sagen: jeder soll nur mit Vorsicht sich mit den „andern“ einlassen und wesentlich nur mit Gott und mit sich selbst reden —

denn nur Einer erreicht das Ziel; und das will wieder sagen: der Mensch ist verwandt mit der Gottheit, oder ein Mensch sein, heißt mit der Gottheit verwandt sein. Weltlich, zeitlich, geschäftig, gesellig-freundschaftlich heißt es: „Wie ungereimt, daß nur Einer das Ziel erreichen soll! Es ist doch weit wahrscheinlicher, daß mehrere zusammen das Ziel erreichen; und wenn unser viele sind, so ist es sicherer und geht zugleich für jeden einzelnen leichter". Ganz gewiß, das ist viel wahrscheinlicher, und es ist auch wahr gegenüber allen irdischen und sinnlichen Zielen, und es wird zum einzig Wahren, wenn man diese Betrachtungsweise frei walten läßt; denn dann schafft sie Gott und Ewigkeit und „des Menschen" Verwandtschaft mit der Gottheit ab; sie schafft das ab oder verwandelt es in eine Fabel und setzt dafür das Moderne, d. h. die alte heidnische Weisheit ein, wonach ein Mensch sein bedeutet, als Exemplar einem verstandbegabten Geschlecht anzugehören, so daß das Geschlecht, die Art, höher ist als das Individuum, oder daß es nur Exemplare, keine Individuen gibt. — Die Ewigkeit aber, sie wölbt sich hoch über der Zeitlichkeit, ruhig wie der nächtliche Himmel; und Gott im Himmel, der von der Seligkeit dieser erhabenen Ruhe aus, ohne daß es ihm nur im mindesten schwindelt, diese zahllosen Millionen überblickt und jeden einzelnen kennt, er, der große Examinator, er sagt: nur Einer erreicht das Ziel, d. h. jeder kann es erreichen und jeder sollte dieser Eine werden, aber nur Einer erreicht das Ziel. — Wo daher eine Menge ist, oder wo dem, daß es eine Menge ist, entscheidende Bedeutung beigelegt wird, da wird nicht für das höchste Ziel gearbeitet, gelebt und gestrebt, sondern nur für das eine oder andre irdische Ziel; denn um das Ewige, Entscheidende kann nur gearbeitet werden, wo Einer ist; und dieser Eine zu werden, der alle werden können, heißt sich von Gott helfen lassen — die „Menge" ist die Unwahrheit.

Die Menge — nicht die oder jene, die jetzt lebende oder eine verstorbene, eine Menge von Geringen oder von Vornehmen, von Reichen oder von Armen u. s. f., sondern die Menge rein begrifflich verstanden — ist die Unwahrheit; denn daß man in Menge ist, entbindet entweder von Reue und Verantwortung, oder schwächt doch die Verantwortung für den Einzelnen ab, weil sie diesem an der Verantwortung immer nur ein Bruchteil zukommen läßt. Sieh, es fand sich kein einzelner Soldat, der die Hand an Cajus Marius zu legen wagte; das war die Wahrheit. Aber nur drei oder vier Frauenzimmer, die sich als Menge fühlten und einigermaßen hoffen könnten, daß niemand bestimmt sagen könne, wer es war oder wer den Anfang machte: die hätten den Mut gehabt — welche Unwahrheit! Die erste Unwahrheit ist hierbei die, daß „die Menge“ tue, was entweder nur der Einzelne in der Menge tut, oder in jedem Fall jeder Einzelne tut. Denn eine Menge ist ein Abstraktum, das keine Hände hat; dagegen hat in der Regel jeder Einzelne zwei Hände, und wenn er dann als Einzelner seine beiden Hände an Cajus Marius legt, so sind es die beiden Hände dieses Einzelnen und doch wohl nicht die Hände seines Nachbars, und noch weniger die der Menge, die keine Hände hat. Sodann ist die zweite Unwahrheit die, daß die Menge den „Mut“ zu etwas haben soll, während doch selbst der Feigste unter allen Einzelnen niemals so feig war, wie es die Menge immer ist. Denn jeder Einzelne, der sich in die Menge hineinflüchtet und also feige nicht der Einzelne zu sein wagt und weder soviel Mut hat, um Hand an Cajus Marius zu legen, noch soviel, um zu bekennen, daß er den Mut nicht hat: er schießt seine Portion Feigheit zu der „Feigheit“ zu, welche das Wesen der Menge ausmacht. — Nimm das Höchste; denke dir Christus — und das ganze Menschengeschlecht, alle, die geboren sind und je geboren werden; es sei aber die Situation die der

Vereinzelung, daß einer als Einzelner, in Einsamkeit mit ihm allein, zu ihm trete und ihn anspeie — der Mensch ist nie geboren und wird nie geboren, der den Mut oder die Frechheit dazu besäße; das ist die Wahrheit. Als sie aber zur Menge wurden, hatten sie den Mut dazu — fürchterliche Unwahrheit!

Die Menge ist die Unwahrheit. Darum hat im Grunde auch niemand mehr Verachtung für den Menschen als die, welche es professionsmäßig betreiben, sich an die Spitze der Menge zu stellen. Es wende sich ein Einzelner an einen solchen Volksmann — ja, was kümmert sich der um ihn, das ist ihm viel zu wenig; stolz weist er ihn ab; es müssen mindestens ihrer hundert sein. Und sind es tausend, so windet er sich vor der Menge mit Komplimenten und Bücklingen — welche Unwahrheit! Nein, gegen einen einzelnen Menschen soll man die Wahrheit zum Ausdruck bringen, indem man das, daß er Mensch ist, respektiert; und wäre es vielleicht (wie man grausam sagt) ein armer, elender Mensch, so sollte man ihn in sein bestes Zimmer einladen und, wenn man über mehrere Stimmen verfügt, die liebreichste und freundlichste gebrauchen; das ist die Wahrheit. Wären dagegen Tausende und noch mehr versammelt und wollten über die „Wahrheit" abstimmen, so sollte man zum wenigsten in einem stillen Vaterunser bitten: „erlöse uns von dem Bösen", oder besser gottesfürchtig zum Ausdruck bringen, daß die Menge als ethische und religiöse Instanz die Unwahrheit ist, während es ewig wahr bleibt, daß jeder der Eine sein kann. Das ist die Wahrheit.

Die Menge ist die Unwahrheit. Darum wurde Christus gekreuzigt, weil er nichts mit der Menge zu tun haben wollte, obwohl er sich an alle wandte; weil er in keiner Weise eine Menge zur Hilfe haben wollte; weil er in dieser Beziehung unbedingt abstoßend sich verhielt, nicht Partei stiften wollte, keine Abstimmung zuließ, sondern sein wollte, was er war, die

Wahrheit, die den Einzelnen angeht. — Und darum ist jeder, der in Wahrheit „der Wahrheit“ dienen will, eo ipso so oder so Märtyrer; könnte einer schon in Mutterleib den Entschluß fassen, in Wahrheit „der Wahrheit“ zu dienen, so ist er eo ipso schon in Mutterleib ein Märtyrer, mag dann sein Martyrium dies oder das werden. Denn die Menge zu gewinnen ist keine so große Kunst; dazu braucht es nur etwas Talent, eine gewisse Dosis Unwahrheit, und etwas Vertrautheit mit den menschlichen Leidenschaften. Will aber einer Wahrheitszeuge sein — und das sollten wir ja doch alle sein, du und ich —, so darf er sich mit der Menge nicht einlassen. Dem Wahrheitszeugen, der natürlich mit Politik nichts zu schaffen hat und sich vor allem mit äußerster Kraft davor hütet, daß er nicht mit einem Politiker verwechselt werde, liegt die gottesfürchtige Arbeit ob, womöglich mit allen sich einzulassen, aber stets nur wie mit Einzelnen, auf Straßen und Gassen mit jedem besonders zu reden, um zu isolieren, oder zur Menge zu reden, aber nicht um eine Menge zu schaffen, sondern damit doch der eine und andere Einzelne von der Versammlung heimgehe und zum Einzelnen werde. Die „Menge“ dagegen, wenn sie als Instanz für „die Wahrheit“ behandelt wird und ihr Urteil d a s Urteil sein will, verabscheut der Wahrheitszeuge mehr als das junge sittsame Mädchen ein Tingeltangel. Und die zur „Menge“ als Instanz reden, sind in seinen Augen Werkzeuge der Unwahrheit. Denn, wie gesagt, was in der Politik und auf ähnlichen Gebieten mitunter vollständig, mitunter teilweise seine Berechtigung hat, das wird mit der Übertragung auf intellektuelle, geistige und religiöse Gebiete zur Unwahrheit. Und in vielleicht übertriebener Vorsicht nur noch das: unter „Wahrheit“ verstehe ich stets die „ewige Wahrheit“. Politik und dergleichen hat aber mit „ewiger Wahrheit“ nichts zu schaffen. Eine Politik, die im Sinn der „ewigen Wahrheit“ ernstlich die „ewige Wahrheit“ in die Wirk-

lichkeit einführen wollte, würde sich sofort im höchsten Grade als so absolut „unpolitisch" erweisen, wie man überhaupt nur sein kann.

Die Menge ist die Unwahrheit. Und ich könnte weinen, jedenfalls kann ich Sehnsucht nach der Ewigkeit lernen, wenn ich an die Erbärmlichkeit unserer Zeit denke, welche die heillosesten Zustände des Altertums weit überbietet. Denn toller, als es je zuging, macht es jetzt die Tagespresse und die Anonymität mit Hilfe des „Publikums", das eigentlich das Abstraktum ist, welches die Instanz für „die Wahrheit" bilden will; — Versammlungen, die solche Ansprüche machen, finden ja wohl keine statt. Daß ein Anonymus durch die Presse von einem Tage zum andern auch in intellektuellen, ethischen und religiösen Dingen aufstellen kann, was er nur will, wovon er vielleicht als Einzelner auch nicht das mindeste persönlich zu vertreten sich getrauen würde; daß er, so oft er seinen Schlund (Mund kann man da nicht mehr sagen) auftut, mit einem Schlag sich an 1000 mal 1000 wenden kann; daß er 10 000 mal 10 000 zum Nachschwatzen verführen kann — ohne daß jemand die Verantwortung hat; daß nicht einmal, wie im Altertum, die relativ reuelose Menge die Allmacht hat, sondern ein Niemand, der absolut nichts von Reue weiß, ein anonymer Autor, ein anonymes Publikum, mitunter sogar anonyme Subskribenten, also niemand! Niemand! Gott im Himmel, und da nennen sich die Staaten noch christliche Staaten! Man sage nicht, „die Wahrheit" könne ja durch die Presse die Lüge und den Irrtum wieder einholen. Der du so redest, frage dich doch selbst: wagst du zu behaupten, daß die Menschen, in Menge genommen, ebenso rasch wie nach der stets lecker zubereiteten Unwahrheit auch nach der nicht immer wohlschmeckenden Wahrheit greifen, vollends wenn sie zuerst das Geständnis verlangt, daß man sich betrügen ließ? Oder darfst du auch nur behaupten, daß „die Wahrheit" sich

ebenso schnell verstehen läßt wie die Unwahrheit, die keine Vorkenntnisse, keine Schule, keine Zucht, keine Enthaltsamkeit, keine Selbstverleugnung, keine aufrichtige Selbstbekümmerung, keine bedächtige Arbeit verlangt? Nein, „die Wahrheit“ hat keine so flinken Beine; denn sie verabscheut auch diese Unwahrheit, nur auf möglichste Ausbreitung bedacht zu sein. Sie kann erstens nicht durch das Phantastische wirken, in welchem gerade die Unwahrheit liegt; denn der sie mitteilt, ist nur ein Einzelner. Und dann ist ihre Mitteilung wieder nur für den Einzelnen; denn diese Betrachtung des Lebens, „der Einzelne“, ist gerade die Wahrheit. Die Wahrheit kann nicht mitgeteilt und empfangen werden, außer gleichsam vor Gottes Augen, durch Gottes Hilfe, so, daß Gott dabei ist, daß er die Zwischenbestimmung ist, wie er die Wahrheit ist. Daher kann sie auch nur vom „Einzelnen“ mitgeteilt und empfangen werden. Dieser könnte aber der Sache wegen jeder lebende Mensch sein. Denn es handelt sich hier nur um den Gegensatz der Wahrheit gegen das Abstrakte, Phantastische, Unpersönliche (die „Menge“ — das „Publikum“), das Gott als Mittelbestimmung ausschließt (der *persönliche* Gott kann nicht Mittelbestimmung in einem *unpersönlichen* Verhältnis sein) und damit auch die Wahrheit ausschließt, da Gott die Wahrheit und deren Mittelbestimmung ist.

Und daß man jeden einzelnen Menschen, unbedingt jeden Menschen ehrt, das ist die Wahrheit und ist Gottesfurcht und Nächstenliebe; wenn aber ethisch-religiös die „Menge“ als Instanz für die „Wahrheit“ anerkannt wird, so ist das Gottesleugnung und kann so unmöglich „Nächsten“liebe sein. Und der „Nächste“, das ist der absolut wahre Ausdruck für die Gleichheit der Menschen; liebte jeder in Wahrheit den Nächsten als sich selbst, so wäre die Gleichheit zwischen den Menschen unbedingt vollkommen erreicht; jeder, der in Wahrheit den Nächsten liebt,

drückt unbedingt die Gleichheit der Menschen aus; wer darauf aufmerksam geworden ist, daß die Aufgabe in der Nächstenliebe liegt (ob er auch mit mir bekennen müßte, daß sein Streben schwach und unvollkommen sei), der ist doch auch darauf aufmerksam geworden, was die Gleichheit der Menschen ist. Niemals aber habe ich in der heiligen Schrift das Gebot gelesen: du sollst die Menge lieben; noch weniger das: du sollst ethisch-religiös in der Menge die Instanz für die „Wahrheit" anerkennen. Doch, es versteht sich, die Nächstenliebe ist Selbstverleugnung, die Liebe zur Menge, oder daß man tut, als liebte man sie, daß man sie zur Instanz für die „Wahrheit" macht, das ist der Weg, um sinnlich die Macht zu gewinnen, der Weg zu allerlei zeitlichen und weltlichen Vorteilen — zugleich aber auch die Unwahrheit; denn die Menge ist die Unwahrheit.

II.

Welche Position ich als religiöser Schriftsteller in der „Christenheit" einnahm, und welche Taktik ich befolgte.

1. Meine Position.

Kopenhagen, im November 1850.

Niemals habe ich so gekämpft, daß ich gesagt hätte: ich bin der wahre Christ, die andern sind keine Christen oder wohl gar Heuchler und dergl. Nein, ich habe so gekämpft: ich weiß, was Christentum ist; wie unvollkommen ich als Christ bin, erkenne ich selbst — aber ich weiß, was Christentum ist. Und eine fruchtbare Erkenntnis hievon zu gewinnen, scheint mir im Interesse jedes Menschen zu liegen, er sei nun Christ oder Nichtchrist, er beabsichtige das Christentum

anzunehmen oder aufzugeben. Niemanden aber habe ich angegriffen, als wäre er kein Christ, niemanden habe ich gerichtet; ja Joh. Climacus, der Pseudonymus, der das Problem stellt: „wie man Christ werde", tut sogar das Umgekehrte, spricht sich das Christentum ab und gesteht es andern zu — was doch am allerwenigsten ein Richten anderer heißen kann! Und ich selbst habe von Anfang an eingeschärft und wieder und wieder stereotyp wiederholt: ich bin „ohne Autorität". Endlich wird in der letzten Schrift des Anticlimacus wiederum niemand, niemand gerichtet; die einzige mit Namen genannte Person, über welche ein Urteil gefällt wird, daß sie nämlich, obwohl nach der Idealität strebend, doch nur ein sehr unvollkommener Christ sei, dieser eine Gerichtete ist meine eigene Person, worein ich mich auch willig finde; denn mich beschäftigt es unendlich, daß die Forderungen der Idealität doch wenigstens gehört werden. Das kann aber wiederum doch wohl am allerwenigsten heißen, daß ich über andere zu Gericht sitze.

2. Meine Taktik.

Die lange Zeit beobachtete Taktik war diese: allem aufzubieten, um so viele als möglich, womöglich alle, zu bestimmen, auf das Christentum einzugehen — und es dann nicht eben so ganz genau damit zu nehmen, ob nun das, für was man sie gewann, wirklich Christentum war. Meine Taktik war diese: mit Gottes Hilfe allem aufzubieten, um das klar zu stellen, was in Wahrheit die Forderung des Christentums sei — ob dann auch nicht ein Einziger darauf eingehen wollte, ob auch ich selbst aufgeben müßte, Christ zu sein — was ich gegebenenfalls pflichtgemäß öffentlich bekannt hätte. Auf der andern Seite war meine Taktik diese: anstatt auch nur entfernt den Schein zu erwecken, als wäre das Christentum mit solchen Schwierigkeiten behaftet, daß es einer Apologie bedürfte, wenn wir

Menschen uns doch darauf einlassen sollten: anstatt dessen es der Wahrheit gemäß als etwas so unendlich Hohes darzustellen, daß die Apologie etwas ganz anderes zu verteidigen bekommt, uns nämlich, daß wir es wagen, uns Christen zu nennen; oder daß sie sich in ein bußfertiges Bekenntnis verwandelt, so daß wir Gott danken, wenn wir nur uns selbst für Christen ansehen dürfen.

Doch darf auch dies nicht vergessen werden: so streng das Christentum ist, so mild ist es, gerade ebenso mild, d. h. unendlich mild. Ist die unendliche Forderung gehört und zur Geltung gekommen; wird sie in ihrer ganzen Unendlichkeit gehört und zur Geltung gebracht: so wird die „G n a d e" angeboten, oder die Gnade bietet sich an, zu der dann der Einzelne, jeder für sich, wie ich es tue, hinfliehen kann; und dann geht es schon. Es ist aber doch wohl keine Übertreibung (was ja zugleich auch gerade im Interesse der „Gnade" ist), wenn die Forderung der Unendlichkeit, die „unendliche" Forderung als — „unendlich" dargestellt wird; Übertreibung ist nur dann (und dann in einer ganz andern Beziehung) vorhanden, wenn man allein die Forderung darstellt und die Gnade gar nicht anbringt. Hingegen heißt es das Christentum eitel nehmen, wenn entweder (vielleicht in Erwägung dessen, daß es „im praktischen Leben so nicht geht" — was vermutlich Gott im Himmel und dem Christentum und den Aposteln und Märtyrern und Wahrheitszeugen und Vätern mit ihrer „P r a x i s" sehr imponieren wird!) die „unendliche" Forderung verendlicht wird, oder sie gar ganz ausgelassen und die „Gnade" o h n e w e i t e r e s angebracht wird — was doch bedeutet, daß sie eitel genommen wird.

Niemals aber habe ich auch nur entfernt Miene oder den Versuch gemacht, die Sache auf eine pietistische Strenge hinzuleiten, die meiner Seele und meinem Wesen fremd ist, oder die

Existenzen überanstrengen zu wollen, was den Geist in mir betrüben würde. Nein. Was ich wollte, war dies: dazu beizutragen, daß mit Hilfe von Zugeständnissen in diese (sofern wir ethische oder ethisch-religiöse Charaktere sein wollen, die weltlicher Klugheit entsagen, für die Wahrheit leiden sollten und dergl.) unvollkommeneren Existenzen, wie wir sie führen, etwas mehr Wahrheit hineingebracht werde — was doch auch schon etwas ist und in jedem Fall die erste Bedingung bildet, daß wir zu einer tüchtigeren Existenz gelangen. Was ich verhindern wollte, ist dies: daß man nicht, auf das Leichtere und Niedrigere sich einschränkend und damit sich genügen lassend, nun weiter ginge und das Höhere abschaffte, weiter ginge und das Niedrige an die Stelle des Höheren setzte, weiter ginge und das Höhere zur Phantasterei und lächerlichen Übertreibung, das Niedrige zur Weisheit und zum wahren Ernst machte; daß man also nicht in der „Christenheit" Luther und die Bedeutung von Luthers Leben existenziell eitel nähme — dies womöglich zu verhindern, wollte ich meinen Beitrag leisten.

Was dazu nottat, war unter anderem eine gottesfürchtige Satire. Diese habe ich besonders durch Pseudonyme vertreten lassen, die auch mich nicht geschont haben. Um aber einer Verwechslung vorzubeugen, um eine Verwechslung dieser Satire mit der profanen Empörung der tiefst gesunkenen profanen Mächte, die so gerne sich als Satire aufspielen will, unmöglich zu machen, so bin ich, der diese fromme Satire repräsentierte, gerade ich bin es gewesen, der sich der profanen Satire jenes Pöbelaufstandes entgegenwarf und aussetzte. So habe ich gottesfürchtig gestrebt, vor allem redlich zu sein. Und dann ist das Ganze, obgleich die Darstellungen den Stachel der Wahrheit empfindlich spüren lassen, doch so mild als möglich gehalten, da nur von Konzessionen und Zugeständnissen die Rede ist, und zwar von Konzessionen und Zugeständnissen, die jeder nur für sich selbst

Gott zu machen hat. Doch ist eben diese Milde andererseit vielleicht manchem unbequem; man könnte das Ganze vie leichter quitt werden, wenn der Verfasser ein verwirrter Kop wäre, der an jedem Punkte in der Anklage wie in der Forde rung zu weit ginge. Und da solches nun eben nicht der Fal ist, so konnte wohl der eine und andere auszusprengen versuchen, das sei so. Doch soll mit Gottes Hilfe dieser Versuch schon noch mißlingen. Ja, wäre ich, der ich leider fast nur ein Dichter bin, vielmehr ein starker ethisch-religiöser Charakter und hätte also Recht wie Pflicht, im Dienste der Wahrheit strenger vorzugehen, so wäre es wohl möglich, daß ich bei Zeitgenossen nur auf Widerstand stieße, statt Eingang zu finden. Da ich aber nicht so stark bin, mag es mir doch wohl glücken, bei Zeitgenossen Anklang zu finden. — Daß ich das also nicht meiner Vollkommenheit zu verdanken habe, ist ein Bekenntnis, das ich der Wahrheit schuldig zu sein glaube.

Da ich nun mit einer polemischen Wendung gegen das Numerische, die Menge u. s. f. den „Einzelnen" aufs Korn nehmen wollte, so war meine Stellung zum „Bestehenden" stets das gerade Gegenteil von der eines Angreifers; ich war nie die „Opposition", welche die „Regierung" weg haben möchte, war auch nie mit in der Opposition, sondern war immer nur, was man ein „Korrektiv" nennt, d. h. ich wollte immer nur, daß um Gottes willen von den zur Regierung Bestellten und Berufenen auch regiert werde, daß sie, in Gottesfurcht, einzig auf das Gute bedacht, feststünden. Damit habe ich denn auch erreicht, daß ich mich mit der Opposition und dem Publikum überwarf, und mußte mir dazu mitunter auch noch die Mißbilligung des einen und andern weniger gut unterrichteten Beamten gefallen lassen. — Soweit eine bestehende Kirche sich selbst versteht, soweit wird sie auch in der letzten Schrift, „Einübung

im Christentum", einen Versuch erkennen, einem Bestehenden die Gesichtspunkte an die Hand zu geben, die ihm ideellen Halt gewähren. Wiewohl das im Vorwort durch die Angabe, wie ich diese Schrift verstehe, direkt zum Ausdruck kommt, so wollte ich es doch nicht sofort so direkt, wie ich es hier tue, gerade heraussagen. Denn ich wollte im Interesse der Wahrheit mich nicht gegen eine Möglichkeit sicherstellen, die, ob wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, doch immerhin möglich erschien; ich wollte mich den etwaigen Schwierigkeiten und Gefahren nicht entziehen, die mir erwachsen konnten, wenn das Bestehende (dadurch einen bedenklichen Einblick in seinen religiösen Gesundheitszustand eröffnend) diese Verteidigung in Opposition zu verwandeln unternommen hätte. Dies ist indessen, Gott sei Lob und Dank, doch nicht geschehen, hingegen könnte das Gleichgültige, das Komische immerhin noch eintreten, daß der eine oder andere wohlunterrichtete Beamte, dem schon genügte, daß ich nicht Beamter bin, eilend herbeistürzte, um das Bestehende zu wahren und zu beschützen — gegen diese im gegenwärtigen Augenblick gewiß einzigmögliche Verteidigung für das Bestehende, falls dieses sich selbst versteht.

Da rissen im Jahr 48 die Fäden der Klugheit; der gellende Ton, der das Chaos ankündet, ließ sich hören. „Das war das Jahr 48, das war ein Fortschritt", ja, — wenn nämlich „Regierung" zur Stelle geschafft wird, wozu vielleicht nicht ein einziger neuer Beamter, auch nicht die Entlassung irgend eines älteren nötig ist, vielleicht aber eine innere Konsolidierung durch Gottesfurcht. Der Fehler von oben war gewiß der, daß im ganzen genommen die Stärke der Regierung von oben bis unten wesentlich in weltlicher Klugheit bestand, die eben wesentlich Mangel an Stärke ist. Die Schuld des Volkes war, daß man alle Regierung weg haben wollte. Die Strafe — denn worin einer sündigt, damit wird er gestraft — die Strafe ist diese:

was man am meisten vermißt, ist nun eben: Regierung. Niemals war wohl das Geschlecht und die Einzelnen in ihm (Befehlende und Gehorchende, Vorgesetzte und Untergebene, Lehrer und Schüler) aller beengenden Rücksicht darauf, daß etwas unbedingt fest steht und stehen soll, so bar wie in unserem Jahrhundert: nie fühlten sich die „Meinungen" (die ungleichartigsten, auf den verschiedensten Gebieten) in „Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft" so ungezwungen und beglückt mit und unter dem allgemeinen Freipaß: „bis zu einem gewissen Grad"; und nie wird wohl das Geschlecht so tief es zu fühlen bekommen, daß es und jeder Einzelne in ihm etwas haben muß, was unbedingt fest steht und stehen soll, daß es des Unbedingten bedarf, das die Gottheit, die Liebe, in Liebe erfand, an dessen Stelle der Mensch, der kluge, zu seinem eignen Verderben, in Selbstbewunderung dieses bewunderte „bis zu einem gewissen Grad" stellte. Sage dem Seemann, daß er ohne Ballast segle — er kentert; laß das Geschlecht und jeden Einzelnen in ihm den Versuch wagen, ohne das Unbedingte zu bestehen, so gibt es einen Wirbel und nicht weiter. Länger oder kürzer kann es in der Zwischenzeit anders scheinen, als stünde doch alles fest und sicher: im Grunde ist und bleibt es ein Wirbel; selbst die größten Begebenheiten und das angestrengteste Leben ist doch ein Wirbel oder dem Nähen gleich, bei dem man den Knoten zu machen vergaß — bis das Ende dadurch wieder fest gemacht wird, daß das Unbedingte angebracht wird, oder daß der Einzelne, wenn auch auf noch so großen Abstand, zu dem Unbedingten wieder in ein Verhältnis tritt. Nur im Unbedingten leben, nur das Unbedingte einatmen, kann ein Mensch nicht; er kommt um, wie der Fisch in der bloßen Luft; andererseits kann ein Mensch ohne alle Beziehung zum Unbedingten auch nicht „leben" im tieferen Sinn: er haucht den Geist aus, d. h. er lebt vielleicht fort, aber ohne Geist. Ich bleibe bei meinem

Gebiet, bei dem Religiösen: ist das Geschlecht oder eine große Zahl Einzelner im Geschlecht dem kindlichen Standpunkt entwachsen, wonach ein anderer Mensch für sie das Unbedingte vertritt, so ist das Unbedingte gleichwohl nicht zu entbehren, nein, nur um so weniger. Dann muß der „Einzelne" selbst zum Unbedingten in ein Verhältnis treten. Dafür habe ich den Gaben gemäß, die mir vergönnt sind, mit äußerster Anstrengung und unter manchen Opfern gekämpft und habe dabei jeder Tyrannei Widerstand geleistet, auch der des Numerischen. Dies mein Streben wurde mir für Haß, für ungeheueren Stolz und Hochmut ausgelegt; und ich war und bin des Glaubens, dasselbe sei Christentum und Liebe zum „Nächsten".

III.

War Bischof Mynster ein „Wahrheitszeuge", einer von den „rechten Wahrheitszeugen?" — ist das Wahrheit?

[„Das Vaterland", 18. Dez. 1854.]

Im Februar 1854.

In der Rede, die Prof. Martensen „am fünften Sonntag nach dem Fest der heiligen drei Könige, dem Sonntag vor Bischof Dr. Mynsters Beerdigung" gehalten hat — in dieser Erinnerungsrede, die vielleicht auch insofern diesen Namen verdient, als sie Prof. M a r t e n s e n für den erledigten Bischofsstuhl in Erinnerung bringt — in dieser Rede wird Bischof Mynster als ein Wahrheitszeuge, als einer von den rechten Wahrheitszeugen dargestellt; dabei wird in Ausdrücken geredet, so stark und entscheidend als möglich. Angesichts der Gestalt des verstorbenen Bischofs, seines Lebensgangs und des Ausgangs seiner Wallfahrt werden wir ermahnt, „dem Glauben der wahren Wegleiter, der rechten Wahrheits-

zeugen nachzufolgen“ (S. 5), da dieser Glaube, wie ausdrücklich von Bischof Mynster gesagt wird, „nicht bloß in Wort und Bekenntnis, sondern in Tat und Wahrheit“ sich erwies (S. 9); der verstorbene Bischof wird von Prof. Martensen (S. 6) eingegliedert „in die heilige Kette von Wahrheitszeugen, die sich von den Tagen der Apostel an durch die Zeiten hindurch zieht“ usw.

Hiegegen muß ich Einspruch erheben — und nun, da Bischof Mynster tot ist, kann ich reden wollen, obschon hier nur ganz kurz und davon überhaupt nicht, was mich zu dem Verhalten bestimmte, das ich gegen ihn beobachtete.

Wenn man bei der „Verkündigung“ des Christentums zunächst an das denkt, was gesagt, was gesprochen, geschrieben, gedruckt wird, an das Wort, die Predigt: so hat Bischof Mynster in seiner Verkündigung des Christentums (um nur eins zu nennen) christliche Bestimmungen von entscheidendster Bedeutung verwischt, verschleiert, verschwiegen, ausgelassen: das nämlich, was uns Menschen weniger paßt, was unser Leben angestrengt machen und uns im Lebensgenuß stören würde: daß man absterben, freiwillig entsagen, sich selbst hassen und für die Lehre leiden soll usw. Das muß man ohne besonderen Scharfsinn sofort sehen, wenn man das Neue Testament neben Mynsters Predigten legt.

Denkt man dagegen bei der „Verkündigung“ daran, inwiefern das Leben des Verkündigers ausdrückt, was er verkündigt (und das ist doch, wohlgemerkt, für die christliche Betrachtung das Entscheidende; denn hiedurch hat sich das Christentum just dagegen sichern wollen, daß es nicht charakterlose Dozenten anstatt der Zeugen bekomme): so war Bischof Mynsters Verkündigung des Christentums charakterlos. Er hielt sich außerhalb der stillen Stunden nicht als ein Charakter, nicht

einmal in dem Charakter seiner Predigten, die doch, neben das Neue Testament gehalten, wie schon gesagt, das Christliche bedeutend abgeschwächt haben. Das muß man ohne besonderen Scharfsinn sofort sehen, wenn man anders durch Hören und Lesen sich die nötige Kenntnis seiner Predigten verschafft hat; 1848 und nachher konnten es selbst blinde Bewunderer sehen, wenn sie nur seine Predigten hinlänglich kannten, um wissen zu können, was die stillen Stunden hätten erwarten lassen.

So war, am Maßstab des Neuen Testaments gemessen, Bischof Mynsters Verkündigung des Christentums eine, zumal für einen Wahrheitszeugen, mißliche Verkündigung des Christentums. Da war aber nach meiner Meinung das Wahre an ihm, daß er (wie ich fest überzeugt bin) Gott und sich selbst zugestand, er sei durchaus kein Wahrheitszeuge: eben dieses Zugeständnis war nach meinen Gedanken das Wahre.

Soll aber Bischof Mynster von der Kanzel als Wahrheitszeuge, als einer von den rechten Wahrheitszeugen dargestellt, kanonisiert werden: so muß Einspruch erhoben werden.

Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge! Du, der du das liesest, du weißt wohl, was man im Sinn des Christentums unter einem Wahrheitszeugen versteht; aber laß dich doch daran erinnern, daß ein solcher unbedingt für die Lehre gelitten haben muß. Und wenn man verschärfend von einem der „rechten Wahrheitszeugen" redet, so muß man also das Wort im strengsten Sinne nehmen. Gestatte mir darum den Versuch, es dir wieder zu vergegenwärtigen und mit einigen wenigen Strichen anzudeuten, was darunter zu verstehen ist.

Ein Wahrheitszeuge ist ein Mann, dessen Leben mit allem, was Genuß heißt, ganz und gar unbekannt ist — und du weißt ja, ob dir nun viel oder wenig vergönnt ist, wie wohl das tut, was man Genuß nennt. Aber sein Leben war mit allem, was Genuß heißt, ganz und gar unbekannt, dagegen in alles, was

Leiden heißt, gründlich eingeweiht — ach, und wenn du auch von den langwierigen, den qualvollen Leiden verschont bliebest, so weißt du doch aus eigener Erfahrung, was das Leiden einem Menschen für Seufzer auspreßt! Aber darein war sein Leben gründlich eingeweiht, in das, was unter den Menschen seltener besprochen wird, weil es seltener vorkommt, nämlich in innere Kämpfe, in Furcht und Beben, in Zittern, in Anfechtungen, in Seelenangst, in Geistesqualen; und dann war er außerdem versucht in allen Leiden, von denen in der Welt allgemeiner die Rede ist. Ein Wahrheitszeuge ist ein Mann, der in Armut für die Wahrheit zeugt, in Niedrigkeit und Verachtung, deshalb verkannt, verhaßt, verabscheut, und deshalb verspottet, verhöhnt, verlacht. Das tägliche Brot hat er vielleicht nicht immer gehabt, so arm war er, aber das tägliche Brot der Verfolgung bekam er reichlich jeden Tag. Für ihn gab es kein Avancement, keine Beförderung, außer der umgekehrten, daß er Schritt für Schritt immer tiefer sank. Ein Wahrheitszeuge, einer von den rechten Wahrheitszeugen, das ist ein Mann, den man geißelt, mißhandelt, von einem Gefängnis ins andere schleppt; der zuletzt — das ist die letzte Beförderung, wodurch er in die erste Klasse der christlichen Rangordnung, unter die rechten Wahrheitszeugen, von welchen ja Prof. Martensen redet, aufgenommen wird — der zuletzt gekreuzigt wird oder enthauptet oder verbrannt oder auf einem Rost gebraten. Sein entseelter Leib wird vom Henker unbegraben an einen abgelegenen Ort geworfen — so wird ein Wahrheitszeuge begraben! — oder wird er zu Asche verbrannt und in alle Winde zerstreut, damit von dem Auswurf der Welt, zu dem der Apostel nach seinem Wort geworden ist, jede Spur ausgetilgt werde.

Das ist ein Wahrheitszeuge, sein Leben, sein Tod und Begräbnis. Und Bischof Mynster, sagt Prof. Martensen, war einer von den rechten Wahrheitszeugen.

Ist das Wahrheit? Daß man so redet, ist das vielleicht auch Zeugnis für die Wahrheit? Und ist Prof. Martensen durch diese Rede selbst in dem Charakter eines Wahrheitszeugen aufgetreten, eines von den rechten Wahrheitszeugen? Wahrlich, es gibt etwas, das dem Christentum und dem Wesen des Christentums mehr zuwider ist als jede Ketzerei, als jedes Schisma, mehr als alle Ketzereien und Schismen zusammen, und das ist, daß man Christentum spielt. Man spielt aber Christentum, ganz in dem Sinn, wie das Kind Soldaten spielt, indem man die Gefahren wegnimmt (für die christliche Betrachtung entsprechen „Zeugnis“ und „Gefahr“ einander), statt ihrer die Macht erwählt (durch die man für andere gefährlich wird), Güter, Vorteile, einen üppigen, den raffiniertesten Lebensgenuß sich verschafft — und so auch das Spiel spielt, daß Bischof Mynster Wahrheitszeuge war, einer von den rechten Wahrheitszeugen; das Spiel so fürchterlich ernsthaft spielt, daß man das Spiel gar nicht mehr aufgeben kann, sondern es in den Himmel hinein fortspielt und Bischof Mynster mit in die heilige Kette der Wahrheitszeugen hineinspielt, die sich von den Tagen der Apostel erstreckt bis auf unsere Zeiten.

IV.

Eine These — nur eine einzige.

[„Das Vaterland“, den 28. März 1855.]

Den 26. Januar 1855.

O Luther, du hattest 95 Thesen: wie schrecklich! Und doch gilt im tieferen Sinne: je mehr Thesen, desto weniger schrecklich. Die Sache ist weit schrecklicher: es gibt nur *eine These*.

* * *

Das Christentum des Neuen Testaments ist gar nicht da. Da ist nichts zu reformieren. Was es gilt, ist das, daß man Licht bringt in ein jahrhundertelang forgesetztes, von Millionen mit mehr oder weniger Schuld begangenes, christliches Kriminalverbrechen: unter dem Namen der Vervollkommnung des Christentums hat man dieses heimtückisch nach und nach Gott wegzunarren gesucht und so aus dem Christentum gerade das Gegenteil von dem gemacht, was es im Neuen Testament ist.

* * *

Damit man von dem hierzulande gewöhnlichen, dem offiziellen Christentum auch nur in Wahrheit sagen kann, daß es ein Verhältnis mit dem neutestamentlichen Christentum habe, muß es zuerst so redlich, so rückhaltlos, so feierlich als möglich anerkennen, wie weit es vom neutestamentlichen Christentum absteht und wie wenig es auch nur als Streben, dem neutestamentlichen Christentum näher zu kommen, anerkannt werden kann.

Solange das nicht geschieht, solange man entweder tut, als läge gar kein Anstand vor, als wäre alles in seiner Richtigkeit und was wir Christentum nennen, das neutestamentliche Christentum; oder solange man durch Kunstgriffe den Unterschied vertuschen, den Schein aufrechterhalten will, als wäre das neutestamentliches Christentum: solange dauert das christliche Kriminalverbrechen fort; solange kann es sich um kein Reformieren handeln, sondern nur um Aufhellung dieser christlichen Kriminalsache.

* * *

Und um auch von mir ein Wort zu sagen: ich bin nicht, was der Zeit vielleicht nottut, ein Reformator, auf keine Weise; auch nicht ein spekulativer, tiefsinniger Geist, ein Seher,

ein Prophet; nein, ich bin — mit Verlaub — ich bin ein in seltenem Grad ausgeprägtes Polizeitalent. Wunderbares Zusammentreffen, daß ich just die Periode der Kirchengeschichte erleben soll, die, echt modern, die Periode der „Wahrheitszeugen“ ist, da alle „heilige Wahrheitszeugen“ sind.

V.

„Salz“;

denn die „Christenheit“ ist: die Zersetzung des Christentums; „eine christliche Welt“ ist: der Abfall vom Christentum.

[„Das Vaterland“, den 30. März 1855.]

Februar 1855.

* * *

Ehe ein Mensch sich so brauchen läßt wie ich, muß ihn die Vorsehung erst auf schreckliche Weise zwingen; das ist auch mein Fall.

* * *

Der Protestantismus ist ganz einfach, christlich betrachtet, eine Unwahrheit, eine Unredlichkeit. Er verfälscht die Lehre, die Welt- und Lebensanschauung des Christentums, sobald er Prinzip für das Christentum sein soll, nicht bloß eine für bestimmte, zeitliche und örtliche Verhältnisse notwendige Berichtigung (ein bloßes Korrektiv).

Deshalb in die katholische Kirche einzutreten, wäre eine Übereilung, der ich mich nicht schuldig machen werde, wenn man sie auch vielleicht von mir erwarten mag, da heutzutage ganz vergessen ist, was das Christentum ist, und selbst die Sachverständigsten in Sachen des Christentums doch nur wenig Erfahrung haben.

Nein, man kann wohl für sich allein Christ sein. Und wenn man nicht sehr stark im Geist ist, so halte sich ein Christ vorsichtshalber an die Regel: „je weniger, desto besser"! Und vollends in der „Christenheit": „je weniger, desto besser"! Denn schließlich und zuletzt liegt just im Begriff der „Kirche" die Grundverwirrung in der Christenheit, bei Protestantismus und Katholizismus; oder: sie liegt im Begriff „Christenheit".[6]) Was Christus verlangt hat, sind Nachfolger; und er hat ganz genau bestimmt, was er meinte: sie sollten ein Salz sein, willig sich zu opfern; Christ sein, soll heißen, daß man ein Salz sei; Christentum soll die Willigkeit sein, sich zu opfern. Aber Salz zu sein und sich zu opfern, dazu eignen sich nicht Tausende, noch weniger Millionen, noch weniger Länder, Reiche, Staaten, und unbedingt nicht die ganze Welt. Handelt es sich dagegen um Profit und um Mittelmäßigkeit und um das gerade Gegenteil von dem, „Salz" zu sein, ums Schwatzen, so sind 100 000 ein ordentlicher Anfang, mit jeder Million geht die Sache besser, und das Geschäft floriert ganz ausgezeichnet, wenn alle Welt christlich geworden ist.

Darum beschäftigt und interessiert es „den Menschen", daß man ganze Völker, Reiche, Länder, eine ganze Welt von Christen gewinne — denn dann wird der „Christ" etwas ganz anderes als in dem Neuen Testament.

[6]) Der Leser möge sich folgendes einprägen. Als das Christentum in die Welt kam, da galt es die Lehre auszubreiten. In der „Christenheit" liegt der Fehler gerade in der unwahren Verbreitung der Lehre, die durch eine unwahre Art, sie auszubreiten, bewirkt ist. Was deshalb in der Christenheit dem Bösen (der unwahren Verbreitung) entgegenarbeiten soll, darf ja nicht die Form der Verbreitung haben — deshalb: je weniger desto besser, am liebsten buchstäblich nur ein Einzelner. Denn die Verbreitung, das Extensive, ist die Wurzel des Bösen; darum muß die Gegenwirkung von dem Intensiven kommen.

Das ist denn auch erreicht, und am besten, ganz vollkommen im Protestantismus, besonders in Dänemark, in der dänischen, biederen, gemütlichen Mittelmäßigkeit. Wenn man die dänischen Christen sieht, wer würde je darauf verfallen, daß der Christ, wie Christus sagt, ein „Kreuz“, Qual und Leiden zu tragen habe, das Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden, ein Salz sein, geopfert werden soll u. s. f. u. s. f.? Nein, im Protestantismus, zumal in Dänemark, geht das Christentum nach einer andern Melodie; da ist's einem, wie jener Pfarrer sagte, ganz „reichsgottesmäßig-pudelwohl“. Das Christentum ist Lebensgenuß. Man lebt beruhigt, wie es weder der Heide noch der Jude konnte; denn man ist ja über die Sache mit der Ewigkeit beruhigt, und so beruhigt kann man ja eben — trotz jedem Heiden oder Juden — recht aufgelegt sein, dieses Leben zu genießen.

Das Christentum ist gar nicht da. Hätte das Menschengeschlecht sich in Aufruhr gegen Gott empört und das Christentum abgeschüttelt oder von sich geworfen, so wäre das weit nicht so gefährlich wie dieser Gaunerstreich, daß man das Christentum durch eine falsche und unwahre Art der Ausbreitung abgeschafft hat; daß man alle zu Christen gewonnen hat und dann dieser Wirksamkeit den Schein christlichen Eifers und christlichen Interesses für die Ausbreitung der Lehre gegeben hat; daß man Gott verhöhnt hat, indem man ihm für seinen Segen dankte, durch den er dem Christentum diesen glücklichen Fortgang verliehen habe.

Was unter einem Christen zu verstehen ist, hat Christus selbst verkündet; wir können es ja in den Evangelien lesen. — Dann verließ er die Erde, weissagte aber seine Wiederkunft. Und diese Wiederkunft betreffend haben wir eine Ankündigung von ihm, die also lautet: ob wohl des Menschen Sohn bei seiner Wiederkunft auf Erden Glauben finden wird? Ist es in Ord-

nung mit diesen ungeheuren Bataillonen von Christen, mit diesen Völkern, Reichen, Ländern, mit der christlichen Welt: so muß es weite Aussicht mit der Wiederkunft haben. Umgekehrt gesehen, müßte man wohl sagen: alles ist zur Wiederkunft bereit.

Habt Dank, ihr Seide- und Sammetpriester, die ihr in stets zahlreicheren Scharen euch dem Christentum zu Dienste stelltet, als sein Dienst die besten Chancen bot! Habt Dank für euren christlichen Eifer, mit dem ihr für diese Millionen, diese Reiche und Länder, diese ganze Welt von Christen besorgt waret! Habt Dank; es war ja christlicher Eifer, christliche Liebe! Denn nicht wahr, wenn es so bleiben sollte, wie es ursprünglich war, daß nur etliche wenige, arme, verfolgte, verhaßte Menschen Christen waren: was wäre dann aus Sammet und Seide geworden und aus den ungeheuren Einkünften und aus Ehre und Ansehen und weltlichem Genuß, den ihr raffinierter habt als irgend ein anderer Wollüstling, raffiniert durch den Nimbus der Heiligkeit, der fast Anbetung fordert! Abscheulich! Selbst der verkommenste Abschaum der Menschheit hat doch den Vorzug, daß seine Verbrechen nicht verherrlicht und geehrt werden und als christliche Tugenden fast Verehrung und Anbetung finden!

Und ihr, ihr Machthaber auf Erden, ihr Fürsten, Könige und Kaiser, ach, wie konntet ihr euch nur einen Augenblick von diesen Schlauen betören lassen, als wäre Gott doch nur ein allerhöchster Superlativ menschlicher Majestät, als hätte er, menschlich geredet, eine Sache [worin er sein Interesse finden müßte], so daß ihm natürlich an einem christlichen Machthaber, König oder Kaiser unendlich mehr liegen müßte, als an einem christlichen Bettler! O mein Gott, mein Gott, mein Gott! Nein, ist christlich vor Gott ein Unterschied, so ist ihm der Bettler unendlich wichtiger als der König; denn das Evangelium wird den Armen gepredigt! Aber freilich, für die Pfarrer ist der König unendlich wichtiger als der Bettler. „Ein Bettler, was

kann der uns helfen?“ Du Sammetlump, ist denn das Christentum in die Welt gekommen, daß es sich von den Menschen helfen lasse, oder daß es ihnen, den Armen, dem Bettler helfe? Das Evangelium wird doch den Armen gepredigt! „Ein Bettler, was kann der uns helfen? dem könnten wir gar am Ende noch Geld geben sollen?“ Frecher Tropf! ja, Christentum ist es just, daß man Geld hergebe! „Aber ein König, ein König, das ist ungeheuer wichtig für das Christentum.“ Nein, du Lügner, aber es ist ungeheuer wichtig für dich. Denn wenn der König ein Christ ist, so folgt sofort der Kreis von Mächtigen, die seine Umgebung bilden (und darum ist, christlich betrachtet, ein christlicher König eine sehr bedenkliche Sache; er kann eine Art von Übertritt zum Christentum veranlassen, die nicht viel weiter als ein Kostümwechsel ist), und wenn der König und seine Großen Christen werden oder den Christennamen angenommen haben, so folgen immer noch mehr nach und zuletzt das ganze Volk (und darum ist, christlich betrachtet, ein christlicher König eine so bedenkliche Sache; gar leicht wird das Ganze nur eine Veränderung, worin sich nichts verändert); und wenn dann das ganze Volk zu einem Christenvolk geworden ist, so (sieh, daher ist es so unendlich wichtig, daß der König ein Christ ist!) kommen Seide und Sammet und Sterne und Ordensbänder und die allerfeinsten Raffinements und die vielen Tausende per Jahr. Die vielen Tausende, dieses Blutgeld! Denn es war ja Blutgeld, das Judas für Christi Blut empfing — und Blutgeld waren auch die Tausende und Millionen, die das Blut Christi eintrug und der Verrat am Christentum, seine Verwandelung in Weltlichkeit. Nur hat sich (nicht wahr, du sammetgeschmückte Krämerseele!) der Jude Judas fast lächerlich benommen (so daß man aus inneren Gründen die geschichtliche Wahrheit der Erzählung bezweifeln möchte), indem Judas, ein Jude, der sich doch etwas aufs Geld verstehen sollte, für nur 30 Silberlinge einen (wenn

man so will) so ungeheueren Geldwert wie Jesus Christus aus den Händen gab: die größte Geldquelle, die jemals in der Welt geflossen ist, auf deren Konto Millionen mal Quadrillionen erhoben werden, für 30 Silberlinge verschachert! Aber es geht vorwärts, die Welt ist perfektibel! Judas steht eben noch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe; denn erstens nahm er nur 30 Silberlinge, dann ließ er sich doch nicht preisen und verherrlichen, ja fast anbeten als wahrer Anhänger Christi!

Und du, du gedankenlose Menschenmenge — doch hiermit habe ich ja genug gesagt, und zugleich, warum ich nicht mehr sage! Ach, du bist nicht bloß betrogen, sondern du willst betrogen sein! Was hilft da aufrichtige Liebe, was alle Uneigennützigkeit! Du wirst nicht bloß betrogen — da wäre wohl noch zu helfen — sondern du willst betrogen sein!

VI.

Was ich will?

[„Das Vaterland", den 31. März 1855.]

März 1855.

Ganz einfach: ich will Redlichkeit. Wie mich Verbitterung und Raserei und Ohnmacht und Geschwätz auffassen, darauf kann ich überhaupt keine Rücksicht nehmen. Ich vertrete aber auch nicht — wie man wohlmeinend mich hat auffassen wollen — christliche Strenge gegenüber einer üblichen christlichen Milde.

Durchaus nicht, ich vertrete weder Milde noch Strenge — ich vertrete menschliche Redlichkeit.

Die Abschwächung, worin das hierzulande allgemein herrschende Christentum besteht, will ich neben das Neue Testament gestellt haben, damit man zu sehen bekomme, wie sich diese beiden zu einander verhalten.

Zeigt es sich dann, kann ich oder ein anderer zeigen, daß sie vor dem neutestamentlichen Christentum bestehen kann, so will ich mit größter Freude darauf eingehen.

Eines aber will ich nicht, um keinen, keinen Preis: ich will nicht durch Vertuschung oder Kunststücke den Schein hervorbringen, als gleichen das im Lande herrschende Christentum und das Christentum des Neuen Testaments einander.

Sieh, das will ich nicht; und warum nicht? Nun, weil ich Redlichkeit will. Oder, wenn du willst, kann ich es auch anders sagen. Wenn möglicherweise auch die äußerste Abschwächung des neutestamentlichen Christentums im Gerichte der Ewigkeit Stich halten könnte, so kann sie unmöglich dann Stich halten, wenn man sogar noch durch allerlei Kunstgriffe den Unterschied zwischen dem neutestamentlichen Christentum und dieser Abschwächung hat vertuschen wollen. Sieh, deshalb will ich solche Kunstgriffe nicht. Denn ich meine etwa so: ist einer der Gnädige, nun wohl, so laß mich kühnlich von ihm verlangen, daß er mir alle meine Schuld vergebe; aber zuviel verlange ich, auch wenn seine Gnade göttliche Gnade ist, zuviel verlange ich, wenn ich die wahre Größe der Schuld nicht einmal aufrichtig zugestehe.

Und eben dieser Unwahrheit macht sich nach meiner Meinung das offizielle Christentum schuldig: es stellt nicht rückhaltlos und unverkennbar deutlich die christliche Forderung ins Licht, vielleicht, weil es fürchtet, der Einblick in den Abstand unseres Lebens von der christlichen Forderung, die Einsicht, daß unser Leben nicht einmal ein Streben genannt werden kann, der Forderung gerechter zu werden, möchte in uns Schauder erregen. Ich will zum Beleg nur einen Ausdruck für die Forderung anführen, die übrigens im Christentum des Neuen Testaments überall zur Stelle ist. Wenn wir unser Leben ewig retten wollen (und das wollen wir ja als Christen erreichen), so sollen

wir das eigene Leben in dieser Welt hassen. Ist aber ein einziger unter uns, dessen Leben auch nur entfernt als ein schwaches Streben in dieser Richtung gedeutet werden könnte, während vielleicht viele Tausende von „Christen“ im Lande von dieser Forderung nicht einmal wissen? Also, wir „Christen“, wir leben so, daß wir unser Leben im ganz allgemein menschlichen Sinne lieben. Wenn nun Gott gleichwohl aus „Gnade“ uns als Christen annehmen soll, so muß doch das Eine gefordert werden, daß wir in genauer Kenntnis der Forderung eine wahre Vorstellung von der unendlichen Größe der uns erzeigten Gnade haben. Soweit kann die „Gnade“ unmöglich reichen; zu Einem darf sie nie, niemals gebraucht werden: dazu, daß man die Forderung verschwiege oder verkleinerte. Denn in diesem Falle würde die „Gnade“ das ganze Christentum auf den Kopf stellen. — Oder nehmen wir ein Beispiel anderer Art. Ein Lehrer im Christentum bezieht einen Lohn von mehreren Tausenden. Verschweigen wir nun den christlichen Maßstab und gehen wir von dem allgemein Menschlichen aus, wonach ganz natürlich ein Mann für seine Arbeit seinen Lohn haben soll, einen Lohn, von dem er mit seiner Familie leben kann, und als Beamter in angesehener Stellung einen ansehnlichen Lohn: so sind mehrere Tausende im Jahr gar nicht viel. Sobald dagegen die christliche Forderung der Armut geltend gemacht wird, so ist Familie Luxus, der Bezug von mehreren Tausenden eine sehr hohe Gage. Ich sage das nicht, um, wenn ich könnte, einem solchen Beamten eine einzige Mark abzuziehen. Im Gegenteil, er sollte, wenn er es wünschte und ich es vermöchte, gern doppelt so viele Tausende bekommen. Das aber sage ich, daß das Verschweigen der christlichen Forderung den Gesichtspunkt für seine ganze Gage verrückt. Die Redlichkeit gegen das Christentum erheischt es, daß man es in Erinnerung bringt, christlich laute die Forderung auf Armut, und zwar sei das nicht ein kapriziöser Ein-

fall des Christentums, sondern habe den klar bewußten Grund, daß man dem Christentum nur in Armut wahrhaft dienen kann und daß ein Lehrer des Christentums diesem um so weniger dienen kann, je mehr Tausende seine Gage beträgt. Verschweigt man aber die Forderung, oder versucht man den künstlichen Schein zu erwecken, als wäre diese Art von Erwerb und Karriere ganz das Christentum des Neuen Testaments, so ist das nicht redlich. Nein, nehmen wir das Geld, unterlassen wir aber um Gottes willen das Weitere: verdecken wir ja nicht die christliche Forderung, wahren wir nicht durch Verschweigen oder Fälschung derselben eine Art Dekorum, das im aller-allerhöchsten Grade demoralisierend wirkt und meuchelmörderisch das Christentum aus dem Wege schafft.

Also Redlichkeit will ich; bis jetzt aber hat das Bestehende nicht aus eigenem Antrieb auf die Art Redlichkeit eingehen und sich auch nicht durch mich bestimmen lassen wollen. Dennoch werde ich darum weder zum Vertreter einer Art Milde noch zum Vertreter einer Art Strenge: nein, ich bin und bleibe ganz einfach ein Vertreter menschlicher Redlichkeit.

Laß mich das Äußerste wagen, um womöglich in dem, was ich will, verstanden zu werden.

Ich will Redlichkeit. Will das Geschlecht oder unsere Zeit das: will man ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu sich gegen das Christentum empören und also zu Gott sagen: „wir können und wollen uns unter diese Macht nicht beugen!“ — aber wohlgemerkt, ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradeheraus: nun gut, so sonderbar es scheinen mag, ich bin dabei; denn Redlichkeit will ich. Und überall, wo Redlichkeit ist, da kann ich mitgehen; zu einem redlichen Aufruhr gegen das Christentum kann es nur kommen, wenn man redlich eingesteht, was Christentum ist und in welchem Verhältnis man selbst dazu steht.

Will man also das: ehrlich, offen, aufrichtig, wie es sich gehört, wenn man mit seinem Gott redet (und so redet daher jeder mit Gott, der sich selbst achtet und nicht so tief sich selbst verachtet, daß er gar Gott gegenüber unaufrichtig sein will) — also, will man ehrlich, aufrichtig, ohne Vorbehalt, ganz und voll Gott das Eingeständnis machen, wie es eigentlich mit uns Menschen zusammenhängt: daß das Geschlecht die ganze Zeit her sich eine immer weiter gehende Abschwächung des Christentums erlaubte, bis wir zuletzt aus dem Christentum das Gegenteil des neutestamentlichen Christentums gemacht haben — und daß wir doch gerne haben möchten, daß dies, wenn es sich nur machen ließe, für Christentum gelten dürfe; will man das, so bin ich dabei.

Eines aber will ich nicht; nein, um keinen, keinen, keinen Preis will ich es. Eines will ich nicht: ich will auch nicht mit dem letzten Viertel des letzten Gliedes meinest kleinen Fingers an dem offiziellen Christentum teilhaben, das durch Vertuschung oder mancherlei Kunstgriffe sich den Schein des neutestamentlichen Christentums gibt; auf meinen Knieen danke ich meinem Gott, daß er in seiner Barmherzigkeit mich daran verhinderte, mich zu tief mit ihm einzulassen.

Sieht sich das offizielle Christentum des Landes durch das hier Gesagte dazu veranlaßt, Macht gegen mich zu gebrauchen — ich bin zur Stelle; denn ich will Redlichkeit.

Für diese Redlichkeit will ich wagen. Dagegen sage ich nicht, daß ich für das Christentum etwas wage. Nimm es an, nimm es an, ich würde ganz buchstäblich ein Opfer, so würde ich doch nicht ein Opfer für das Christentum, sondern bloß dafür, daß ich Redlichkeit wollte.

Während ich mir aber nicht zu sagen getraue, ich wage für das Christentum, so bin ich doch voll und selig davon überzeugt, daß dies mein Wagen Gott gefällig ist, seine Zustimmung

hat. Ja, ich weiß es, es hat seine Zustimmung, daß inmitten einer Welt von Christen, wo Millionen und aber Millionen sich Christen nennen — daß da ein Mensch es ausdrückt: ich darf mich nicht einen Christen nennen; aber Redlichkeit will ich, und zu dem Ende will ich wagen.

VII.

Dies soll gesagt werden; so sei es denn gesagt!

[24. Mai 1855.]

„Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei." Matth. 25, 6.

Dezember 1854.

Dies soll gesagt werden. Ich verpflichte niemanden, danach zu tun; dazu habe ich keine Vollmacht. Hast du es aber gehört, so bist du verantwortlich gemacht und mußt nun auf eigene Verantwortung hin handeln, wie du es vor Gott verantworten zu können glaubst. Vielleicht hört einer so, daß er tut, was ich sage, ein anderer so, daß er es für gottwohlgefällig, für einen Dienst gegen Gott hält, wenn er in das Geschrei gegen mich miteinstimmt: mich geht keines von beiden an; mich geht nur das an, daß es gesagt werden soll.

Dies soll gesagt werden; so sei es denn gesagt:

Wer du auch seist, was immer dein Leben sonst sein mag, mein Freund, — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst teilnimmst, wie er jetzt ist (mit dem Anspruch, das neutestamentliche Christentum zu sein): dadurch hast du beständig eine, und zwar

eine große, Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott dadurch für Narren zu halten, daß man für neutestamentliches Christentum ausgibt, was es doch nicht ist.

* * *

Damit — ja, nun geschehe, was dein Wille sein mag, o Gott, du unendliche Liebe! — damit habe ich geredet! Sollte eine zweideutige Klugheit, die selbst am besten weiß, wie die Sache sich verhält, es für's klügste halten, zu tun, wie wenn nichts geschehen wäre: ich habe doch geredet — und das Bestehende hat vielleicht doch verloren. Denn man kann auch durch Schweigen verlieren, besonders wenn, wie hier, nicht wenige mehr oder minder deutlich wissen, was ich weiß, nur daß es keiner sagen will; denn in solchem Fall braucht es bloß einen, ein Opfer, einen, der es sagen muß — und nun ist es gesagt!

* * *

Mai 1855.

Ja, so ist es; der offizielle Gottesdienst ist, wenn er das neutestamentliche Christentum sein will, christlich betrachtet eine Fälschung, eine Falschmünzerei.

Aber du, du Laienchrist, du ahnst durchschnittlich genommen freilich nichts; du bist ganz bona fide, arglos in der Überzeugung, daß alles in seiner Richtigkeit, daß unser Christentum das neutestamentliche Christentum sei; diese Fälschung liegt so tief, daß es wohl sogar Pfarrer gibt, die ganz bona fide in der Einbildung leben, es sei alles in seiner Richtigkeit, unser Christentum sei das neutestamentliche Christentum. Denn diese Fälschung ist eigentlich das im Lauf der Jahrhunderte zustande gekommene Falsum, durch welches das Christentum nach und

nach das gerade Gegenteil des neutestamentlichen Christentums geworden ist.

So wiederhole ich: dies soll gesagt werden: dadurch, daß du nicht mehr an dem öffentlichen Gottesdienst, so wie er heutzutage ist, teilnimmst (wenn du anders an ihm teilnimmst), hast du beständig eine, und zwar eine große, Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott für Narren zu halten.

Es ist ein gefahrvoller Weg, auf dem du der Rechenschaft der Ewigkeit entgegengehst — dasselbe sagt zum Teil der „Pfarrer". E i n e Gefahr aber vergißt er zu erwähnen, vor e i n e r warnt er nicht: daß du dich in der ungeheuren Sinnestäuschung fangest oder in ihr gefangen bleibest, die Staat und Pfarrer bewirkt haben, indem sie den Menschen einbildeten, das wäre Christentum. Wache daher auf, hüte dich, daß du nicht meinst, du sicherest dir das Ewige durch Teilnahme an etwas, was nur neue Sünde ist. Wache auf, sieh dich vor! Wer du auch bist, soviel kannst du erkennen, daß, der hier redet, nicht um Geld redet, da er vielmehr Geld zugelegt hat, auch nicht um Ehre und Ansehen redet, da er sich freiwillig dem Gegenteil davon ausgesetzt hat. Wenn es aber so ist, so kannst du auch soviel verstehen: du mußt aufmerksam werden.

VIII.

Staat — Christentum.

[17. Juni 1855.]

Der Staat steht in einem direkten Verhältnis zur Zahl, zu dem Numerischen; wenn darum ein Staat im Niedergang begriffen ist, so kann endlich die Zahl seiner Bürger so klein werden, daß dieser Staat aufgehört hat, der Begriff hier nicht mehr zur Anwendung kommt.

Das Christentum verhält sich anders zur Zahl; ein einziger wahrer Christ genügt, damit man in Wahrheit sagen kann, das Christentum sei da. Ja, das Christentum steht in einem umgekehrten Verhältnis zur Zahl — wenn alle Christen geworden sind, ist der Begriff nicht mehr anzuwenden. Denn der Begriff „Christ" ist ein polemischer Begriff; Christ kann man nur im Gegensatz zu andern sein, oder gegensätzlicherweise. So ist es auch im Neuen Testament; und diese Eigentümlichkeit des Christentums entspricht genau dem, daß Gott geliebt sein will. Gott setzt nämlich die Liebe zu ihm, um sie zu potenzieren, dem Widerspruch aus, so daß der Christ, welcher Gott liebt, in dem gegensätzlichen Verhältnis zu andern Menschen durch den Haß und die Verfolgung derselben zu leiden bekommt. Sobald der Gegensatz gegen andere wegenommen wird, verliert die Existenz des Christen ihren Sinn — wie das in der „Christenheit" geschehen ist, die das Christentum dadurch hinterlistig abgeschafft hat, daß wir alle Christen sind.

Also der Begriff „Christ" steht in einem umgekehrten, der „Staat" in einem geraden Verhältnis zur Zahl: und so hat man Christentum und Staat in einander aufgehen lassen — — zum Besten des Geschwätzes und der Geistlichkeit. Denn Christentum und Staat so zu verschmelzen hat ebensoviel Sinn, als von einer Elle Butter zu reden; oder es hat womöglich noch weniger Sinn, da Butter und Elle doch nur nichts miteinander zu tun haben, Staat und Christentum aber sich umgekehrt zueinander verhalten, voneinander divergieren.

Doch in der „Christenheit" wird das nur schwer verstanden. Denn in der „Christenheit" hat man — das ist ja ganz in der Ordnung — keine Ahnung davon, was Christentum ist; in ihr kann man am allerwenigsten auf den Gedanken kommen oder sich von dem Gedanken überzeugen lassen, daß das Christentum durch seine A u s b r e i t u n g — a b g e s c h a f f t worden ist,

durch diese Millionen von Namenchristen, deren Zahl wohl nur verdecken soll, daß es einen Christen, Christentum gar nicht gibt. Denn wie man durch langes Gerede bekanntlich eine Sache v e r reden kann, so hat das Menschengeschlecht, der Einzelne in ihm, durch den Lärm des Namenchristentums, des christlichen Staats, einer christlichen Welt, das Christentum verreden, es sich vom Leibe schwatzen wollen; und Gott soll durch alle diese Millionen wohl im Kopfe so wirr werden, daß er den Schwindel nicht entdeckt, daß er nicht sieht, es sei nicht ein einziger Christ da.

IX.

Ist es — christlich verstanden — verantwortlich von dem Staat, einen Teil der studierenden Jugend zu verführen?

„Zu verführen.“ Von Verführung redet man zunächst mit Beziehung auf das Weib. Man redet von der Verführung eines jungen Mädchens und versteht darunter das, daß man dem armen Kind in einem Alter, da der Sinn nach dem Irdischen und Eiteln steht, einen Weg zur Erfüllung seiner Wünsche zeigt, nur leider auf Kosten seiner Unschuld. Und man findet es so unverantwortlich, ein junges Mädchen zu verführen, weil gerade in seinem Alter das Verlangen nach Lust und Eitelkeit des Lebens in seinem Innern so stark ist, daß es vielmehr einer entgegengesetzten Einwirkung von außen bedürfte. „Dem ist leicht gepfiffen,“ sagt das Sprichwort, „der gerne tanzt“; und eben deshalb ist es so unverantwortlich, das zu benützen.

In ganz ähnlicher Weise verschuldet sich — christlich verstanden — der Staat an der Theologie studierenden Jugend. Die Lebensanschauung des Christentums liegt nämlich so hoch,

daß ihren Anforderungen Reinheit und Unschuld — was man eben so nennt — in keiner Weise genügen kann.

Nach dem Christentum des Neuen Testaments ist es eitel Entsagung und Leiden, ein Christ, geschweige denn ein Lehrer im Christentum zu sein. Ein solcher Lehrer hat gerade die Lebensstellung, welche dem natürlichen Menschen am allerwenigsten zusagt.

Aber just wann den Jüngling die heftigste Sehnsucht nach den Dingen dieser Welt ergreift; just wenn er der stärksten Gegenwirkung von außen bedürfte, um entweder von diesem Wege zurückgeschreckt zu werden, oder (wenn er wirklich berufen ist) ihn gereift zu betreten — gerade dann ist der Staat zur Hand und legt ihm sein Garn, um ihn zu fangen, zu „verführen". Da eröffnet er dem Jüngling die falsche, verführerische Aussicht, daß er als Lehrer des Christentums das Ziel aller seiner Wünsche erreichen wird: einen sicheren, reichlichen, mit den Jahren wachsenden Lohn für seine Arbeit; ein behagliches Heim in dem Schoße einer Familie; die Möglichkeit, Karriere, vielleicht glänzende Karriere zu machen. Und wirklich, das kann er alles haben, nur leider, christlich verstanden, auf Kosten seiner Unschuld. Denn er hat ja den Eid auf das Neue Testament abzulegen, einen Eid, der ihm, dem Verführten, die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht stellt, sich aber nachher bitter rächt.

* * *

Im Namen des Christentums müßte also folgende Forderung aufgestellt werden: der Staat sollte sobald als möglich bekannt geben, daß er sich von einer gewissen Zeit an nicht mehr darauf einlassen könne, auf das Neue Testament vereidigte Lehrer anzustellen. Mit der nun einmal vorhandenen Geistlichkeit hat der Staat einen bindenden Vertrag geschlossen, ebenso

meines Erachtens mit den eben vorhandenen Studenten der Theologie. Deshalb soll er eine gewisse Jahreszahl angeben, von wann an er sich mit der Anstellung solcher Lehrer nicht mehr befassen werde.

X.

Ist es verantwortlich vom Staat, einen Eid abzunehmen, der nicht bloß nicht gehalten wird, dessen Leistung vielmehr schon ein Selbstwiderspruch ist?

Hat man ein Auge dafür und hat man es benützt, so braucht man nicht eben sehr alt zu sein, um zu wissen, daß die Menschen eine entschiedene Vorliebe für Augenverblendung haben und sich in ihr am besten befinden.

Gibt es irgend eine Sache von Bedeutung für die Gesellschaft, so ist in der Regel die erste Bemühung, die man sich macht, die, daß man ein Komitee einsetzt. Ist dies geschehen, so ist man beruhigt, bekümmert sich nicht viel darum, ob das Komitee auch etwas tut, und vergißt schließlich das Ganze.

So meinen die Menschen auch: wenn etwas rechter Ernst werden soll, da muß ein Eid her, ein Eid, der uns sicherstellt, daß es Ernst ist und wird. Also: die Ablegung des Eides, das ist der Ernst; ob er gehalten wird oder nicht, das kommt weniger in Betracht.

Ja, bisweilen sieht man aus lauter Ernst nicht nach, ob nicht die Ablegung des Eides selbst schon einen Selbstwiderspruch in sich enthält.

Dies ist der Fall mit dem Eid des Geistlichen auf das Neue Testament, den doch der Staat entgegennimmt. Stünde es nur so, daß der Eid nicht gehalten würde, so wäre das noch nicht so bedenklich; die Wahrheit ist aber, daß die Ablegung

des Eides einen Selbstwiderspruch in sich enthält. Und doch würden sich vermutlich weder die Gesellschaft, noch die Individuen beruhigen können, wenn bei einer so hochernsten Sache wie der Anstellung eines Lehrers im Christentum der Ernst nicht durch den Eid gesichert wäre — dessen Ablegung freilich ein Selbstwiderspruch ist, so daß man sich richtig mit einer Augenverblendung beruhigt, indem man sich durch diesen Eid beruhigen läßt.

Das Christentum bezieht sich auf das Reich, das nicht von dieser Welt ist; und so nimmt der Staat dem Lehrer im Christentum einen Eid ab, und dieser Eid gelobt also einem Herrn die Treue, der im Gegensatz zum Staate steht. Ein solcher Eid ist ein Selbstwiderspruch, wie auch das ein Selbstwiderspruch ist, daß man beim Eide die Hand auf das Neue Testament legen läßt, worin steht: „du sollst nicht schwören".

Wenn der Geistliche auf irgend welche Weise das sein sollte, wozu ihn der Eid auf das Neue Testament verpflichtet, ein Schüler, ein Nachfolger Christi, so ist seine Anstellung als Staatsbeamter das größte Hindernis für ihn. Sowie er das in Angriff nehmen will, wozu ihn sein Eid auf das Neue Testament verpflichtet, so muß er seine Stellung als Staatsbeamter sprengen. Durch seinen Beamteneid bindet man ihn also in der Weise, daß er diesen Eid auf das Neue Testament zuerst sprengen muß, wenn er ihn halten will. Welcher Selbstwiderspruch! Und welche sonderbare Art Ernst, feierlich einen Eid ablegen zu lassen, — einen Eid, dessen Ablegung ein Selbstwiderspruch ist! Und wie verderblich für den Staat wie das Christentum!

* * *

Im Namen des Christentums muß also folgende Forderung an den Staat gestellt werden: er möge je eher je lieber die gesamte Geistlichkeit von ihrem Eid auf das Neue Testament ent-

binden, ihnen den Eid zurückgeben und dabei zum Ausdruck bringen, daß der Staat in etwas hineingeraten sei, womit er sich nicht befassen könne. Damit wäre zugleich der Wahrheit gemäß zum Ausdruck gebracht, daß Gott sozusagen der ganzen faktischen Besatzung von Geistlichen aufkündigt, ihnen ihren Eid zurückgibt.

XI.

Ist es — christlich betrachtet — verantlich vom Staat, das Volk, oder das Urteil des Volks, was Christentum sei, irre zu führen?

Wenn wir das Göttliche, das Christentum, außer acht lassen und die Verhältnisse rein menschlich beurteilen, so ist der Staat die höchste menschliche Instanz, also, menschlich betrachtet, das Höchste.

Das Volk und der Einzelne im Volk lebt deshalb in dem Gedanken, daß alles von dem Staat speziell Bekräftigte, Sanktionierte, Autorisierte, alles, was in dem monarchischen Staat sich „königlich“ nennen darf, höher zu gelten habe als dieselbe Sache *ohne* diesen Titel, da dieser eine staatliche Garantie dafür enthalte, daß man es hier mit etwas Zuverlässigem, etwas Respektablem zu tun habe.

In diesem Gedanken lebt ein Volk, und es ist wünschenswert, daß es so denke; denn er schafft stille und ruhige Untertanen, die im Vertrauen zum Staat ruhen. In diesem Gedanken lebt ein Volk; vom Morgen zum Abend erhält der Einzelne im Volk ununterbrochen den Eindruck hiervon; sein ganzes Denken ist mit dieser Vorstellung von dem Staatlichen, Königlichen verwachsen. Selbst in die geringsten Verhältnisse greift

diese Betrachtungsweise ein; der Hoflieferant, Hoffattler u. s. f. glaubt mehr zu sein als ein anderer Kaufmann oder Handwerker.

Nun wollen wir uns zum Christentum wenden. Es ist das Göttliche und eben dasjenige wahrhaft Göttliche, das als solches um keinen Preis ein Reich von dieser Welt sein will, nach dessen Willen die Christen Leib und Blut daran setzen sollen, daß es nicht ein Reich von dieser Welt werde.

Und doch nimmt es der Staat auf sich, 1000 Staatsbeamte als Lehrer im Christentum anzustellen!

Wie irreführend ist das, wenn man die Sache christlich betrachtet! Das Volk lebt und atmet, wie gesagt, in der Betrachtung, daß das vom König Autorisierte gegenüber dem, was vom König nicht autorisiert ist, das Höhere ist. Das Volk wird also auch hier so urteilen; es wird vor den königlich autorisierten Lehrern mehr Respekt haben als von einem andern Lehrer, und unter jenen natürlich immer vor dem wieder mehr Respekt, der einen höheren Rang, mehr Orden, größere Einkünfte hat.

Welche Grundverwirrung! Das heißt doch das Christentum radebrechen, wie man von einer Sprache sagt, daß man sie radebreche; es heißt das Christentum verdrehen, ganz auf den Kopf stellen, oder es auf eine feine Weise hinauspraktizieren: unter dem Schein des Christentums lebt man als Heide!

Nein, da das Christentum gerade der Gegensatz zu den Reichen dieser Welt ist; da es wesentlich anderer Art ist als diese: so ist es das Wahrere, nicht staatlich autorisiert zu sein. Staatsbeamter zu sein mag für den Geistlichen recht annehmbar, behaglich und bequem sein — „das ist was anderes"; christlich betrachtet ist es das Gegenteil einer Empfehlung und um so bedenklicher, je höher der Geistliche in der Rangordnung des Staates steht, je mehr Orden, je größere Einkünfte er hat.

XII.

Der „Staat" soll die Probe machen, und es wird sich bald zeigen, daß die Rechnung grundverkehrt ist.

Die Probe ist ganz einfach: der Staat möge (und dies ist, christlich betrachtet, das einzig Wahre, wie es auch das einzig Vernünftige ist) alle Verkündigung des Christentums zur Privatsache machen — und es wird sich bald zeigen, ob hierzulande 1½ Millionen Christen sind; ebenso, ob man hierzulande 1000 Geistliche mit Familie braucht.

Als Wahrheit wird sich bald herausstellen, daß man nicht einmal 100 Geistliche wirklich braucht; und als Wahrheit wird sich bald herausstellen, daß vielleicht nicht ein einziger von diesen Bischöfen, Pröbsten, Pfarrern imstande ist, eine private Praxis zu übernehmen.

Wie es eine Verschärfung der Examina war, als man die Muttersprache an Stelle des Lateinischen einführte, da nun dem Examinanden die Ausrede genommen war, daß ihn die Sprache an der Darlegung seines ganzen Wissens verhindert habe: so hat die private Praxis auf dem Gebiete der Religion einen ganz anderen Ernst als dieses alberne Staatsbeamtentum, bei dem man schließlich nicht einmal selbst Religion zu haben braucht, sondern nur als Beamter zu dozieren hat, von dem Staat besoldet, von dem Staat beschützt, von dem Staat in seiner Achtung — als Staatsbeamter! — verteidigt.

Was der Sinnestäuschung, daß man es mit einem christlichen Volk zu tun habe, Halt gibt, das ist z. B die allgemeine menschliche Schlaffheit und Bequemlichkeit, die am liebsten in dem alten Schlendrian bleiben will — hauptsächlich aber sind es diese 1000, die alle ohne Ausnahme an der Erhaltung der Sinnestäuschung pekuniär interessiert sind. Würde die Sinnes-

täuschung gehoben, so wären unter ihnen vermutlich 900 sofort ohne jeden Erwerb; und die 100, die eine private Praxis übernehmen könnten, verstehen nur allzu gut, daß diese etwas ganz anderes wäre als der gegenwärtige Gamaschendienst mit staatlich gesichertem Avancement bis zu einem Einkommen von mehreren Tausenden. Daß ein Mensch ärztliche Hilfe braucht, macht sich so unmittelbar sinnlich bemerklich, daß der Staat niemand nachzuhelfen braucht, damit er es verstehe. Werden aber die Menschen in religiöser Beziehung völlig freigegeben, so kann man Mühe genug haben, ihnen ihr geistiges Bedürfnis klar zu machen. Hier hilft nun der Staat nach — aber freilich auf höchst unchristliche Weise. „Wie, du fühlst kein Bedürfnis nach Christentum? Willst du vielleicht ins Zuchthaus?“ „Wie, du fühlst kein Bedürfnis nach Christentum? Dann hast du vielleicht ein großes Bedürfnis, es zu nichts zu bringen? Denn bist du nicht Christ, so sind dir alle Wege in der Gesellschaft versperrt!“ Aha! Das half der Praxis des Pfarrers nach — und davon leben nun zum größten Teil die Pfarrer, davon leben sie (um an eine Stelle in Peder Paars zu erinnern) „christlich“.

Es nützt alles nichts: alle Verkleidungen und Mystifikationen und feierlichen Redensarten müssen weg, damit man endlich zur Sache komme. Der Bestand des gegenwärtigen Kirchenwesens ist eine — Geldfrage. Und darin liegt auch die natürliche Erklärung des feierlichen Schweigens der Geistlichkeit [in dieser Sache]. Ähnliches kommt ja in Handel und Wandel auch sonst vor: wenn man von einem Geld verlangt, so hört er vielleicht eine Zeitlang gerade auf dem Ohr nicht gut — und probiert, ob er nicht so auf gute Manier davonkomme. Die Geistlichkeit sollte daher lieber den wahren Sachverhalt offen zugestehen; mit Hilfe dieses Schweigens wird alles nur immer schlimmer. Wenn ein Mann mit gravitätisch abgemessenen Schritten durch die

Straße geht, so wird man zu dem Gedanken veranlaßt, daß er etwas ganz besonderes sei; erfährt man nun aber zufällig, daß die Ursache seiner Gravität eine kleine Anheiterung ist, daß er sich so gravitätisch hält, um nicht unmittelbar gegen die Gosse zu gravitieren: so wäre es vielleicht besser, er ginge einfach den seinem Zustand gemäßen Gang. Dann würde man vielleicht über ihn lächeln, vielleicht, vielleicht seinem Zustand auch gar keine Beachtung schenken, während er durch seine Gravität interessant wird und dem Spott nicht entgeht, der um so unbarmherziger wird, je mehr er sich anstrengt, immer gravitätischer zu gehen. So auch mit dem Schweigen der Geistlichkeit. Ein offenes, rückhaltloses, gerades Wort wäre unendlich dienlicher gewesen als dieses Schweigen, das mit Feierlichkeit, mit der allerfeierlichsten Feierlichkeit verdeckt — daß es sich um eine Geldfrage handelt. Denn nun gewinnen die Anzüglichkeiten Interesse; wie es mit der Geistlichkeit bestellt ist, wird durch dieses feierliche, so anspruchsvolle Schweigen so ungemein interessant.

XIII.

Will der Staat in Wahrheit dem Christentum dienen, so streiche er die 1000 Besoldungen.

Solange in Dänemark 1000 besoldete Staatsämter für Lehrer im Christentum existieren, solange ist das Möglichste getan, um das Christentum zu verhindern.

Solange es 1000 besoldete Staatsämter gibt, wird sich immer eine entsprechende Anzahl von Menschen finden, die in ihnen ihr Brot verdienen möchten.

Unter diesen werden einige wenige sein, die doch vielleicht berufen sind, das Christentum zu verkündigen. Aber gerade in

dem Augenblick, da es rechter Ernst für sie werden sollte, einzig im Vertrauen zu Gott auf eigenes Risiko es auf sich zu nehmen und als Lehrer aufzutreten, — gerade da gewährt ihnen der Staat die angenehme Möglichkeit, ein Staatsamt zu übernehmen, und so werden diese wenigen, christlich verstanden, verhunzt.

Die weit größere Anzahl wird natürlich gar keinen Beruf haben, das Christentum zu verkündigen; sie betrachtet dies einfach als Erwerbsmittel.

Auf diese Weise erreicht es der Staat, das ganze Land mit verdorbenem Christentum zu erfüllen. Dies ist aber für die Geltendmachung wahren Christentums die allergrößte Schwierigkeit, eine viel größere Schwierigkeit, als sie in richtigem Heidentum liegen würde.

Nimm ein Beispiel. Wenn der Staat alle wahre Poesie zu verhindern gedächte, so brauchte er bloß — und die Poesie ist doch nicht so grundverschieden von der Welt wie das Christentum — er brauchte bloß 1000 Besoldungen für staatliche Amtsdichter auszuwerfen, und er hätte seinen Zweck erreicht. Das Land wäre beständig so sehr mit verdorbener Poesie angefüllt, daß wahre Poesie zur reinen Unmöglichkeit würde. Die wenigen, die wirklich Beruf hätten, Dichter zu werden, würden gerade in dem kritischen Augenblick von dem anstrengenden Versuch, sich auf eigenes Risiko hinauszuwagen, abspringen und den bequemeren Weg wählen, ein Staatsamt anzunehmen. Jene Anstrengung ist aber gerade die Bedingung dafür, daß aus ihrem dichterischen Beruf etwas Rechtes werden könnte. Die Mehrzahl würde darin, daß man Dichter wird, nur einen Erwerbszweig sehen, der allerdings auch einige Anstrengung erfordert, die nämlich, daß man sich dem schlimmen Geschäft einer Examensvorbereitung unterzieht.

XIV.

Eine Vereidigung
oder
Das Offizielle — das Persönliche.

[27. Juli 1855.]

Ich will eine kleine, psychologisch interessante Anekdote aus der Verbrecherwelt erzählen.

Es handelte sich um eine Sache, wo man sich, wie man sagt, „freischwören“ konnte — d. h. man konnte sich für diese Zeit befreien, indem man sich durch einen Meineid für die Ewigkeit band. Der Betreffende war eine der Obrigkeit hinlänglich bekannte, öfters bestrafte Person. Die Obrigkeit konnte den Eid nicht verhindern, war aber moralisch vollkommen davon überzeugt, daß ein Meineid geschworen werden würde. Und so schwor der Betreffende.

Nach der Vereidigung besuchte ihn der Kanzleirat im Arrest, fing ein Gespräch mit ihm an und sagte dann zu ihm. „kannst du mir wirklich die Hand darauf geben, daß du die Wahrheit geschworen hast?“ „Nein,“ antwortete er, „nein, Herr Kanzleirat, das kann ich nicht.“

Hier siehst du den Unterschied zwischen dem Offiziellen und dem Persönlichen. Für einen qualifizierten Verbrecher ist es etwas Offizielles, sich frei zu schwören. Deshalb bedenkt er sich keinen Augenblick, es zu tun; er hegt auch nicht den geringsten Zweifel, daß sich das verantworten lasse. Durch eine langjährige Praxis mit der Sache vertraut, versteht er, daß man so etwas rein offiziell, unpersönlich abmacht. So besteht die Kunst für ihn bloß darin, einer Sache die Wendung zu geben, daß er sich freischwören kann; die Ablegung des Eides selbst bedeutet für ihn nicht mehr als zu einem, der nießt, Prosit zu sagen oder auf einen Brief Wohlgeboren zu schreiben.

Vergebens sucht der Eid und die Feierlichkeit bei der Vereidigung Eindruck auf ihn zu machen, ihn als Person zu treffen; er kommt sich bei dem — Geschäft selbst als offizielle Persönlichkeit vor und ist offiziell gegen jeden Eindruck gewappnet, den man, wie er zum voraus weiß, bei ihm hervorrufen will. Und so legt er den Eid ab; das Ganze geschieht, wie er die Sache versteht, ex officio.

Aber persönlich, nein, persönlich kann er sich nicht entschließen, eine Unwahrheit feierlich zu bekräftigen. „Kannst du mir die Hand darauf geben?“ „Nein, Herr Kanzleirat, das kann ich nicht.“

* * *

Gehe ich nun zu einer ganz andern Welt über, so wird mir gewiß jeder, der mit den Verhältnissen auch nur wenig vertraut ist, sofort zugeben, daß man einen Geistlichen im Privatgespräch (besonders wenn man ihn persönlich zu berühren versteht) leicht dazu bringen kann, daß er sich zu anderen als den von ihm offiziell vorgetragenen Überzeugungen bekennt oder doch sich persönlich zweifelnd über das äußert, was er ex officio „mit voller Überzeugung“ vorträgt. Und doch ist ja der Pfarrer eidlich verpflichtet; er hat einen Eid abgelegt, der garantieren soll, daß es seine Überzeugung sei, was er vorträgt! Ach ja, aber die eidliche Verpflichtung gehört in der Pfarrerswelt nun einmal mit zu dem Offiziellen — und dieses Offizielle muß einmal sein, damit man ein Amt bekommt. Man legt seinen Eid offiziell ab und trägt offiziell vor, worauf man eidlich verpflichtet ist. „Aber sage mir aufrichtig, lieber Pastor P., willst du mir deine Hand darauf geben, daß es deine Überzeugung ist? Willst du mir das bei dem Gedächtnis deiner seligen Frau bekräftigen? Es liegt mir um meiner selbst willen, um meine Zweifel womöglich los zu werden, so sehr viel daran, deine

wahre Meinung zu erfahren!“ „Nein, lieber Freund, das kann ich nicht; das darfst du nicht von mir verlangen.“

Eine Vereidigung, die sollte doch unbedingt dafür garantieren, daß die Sache persönlich ist! Aber der Eid — der Eid, die Bedingung der Anstellung u. s. f.; führe uns nicht in Versuchung, o Gott! — der Eid ist vielleicht offiziell abgelegt. „Ist das aber wirklich deine Überzeugung, was du lehrst? Ich beschwöre dich bei dem Gedächtnis deiner verstorbenen Frau, daß du mir, um mir zu helfen, deine aufrichtige Meinung sagst!“ „Nein, mein Freund, nein, das kann ich nicht!“

XV.

Was man so einen Christen nennt.

[30. Aug. 1855.]

Erstes Bild.

Da ist ein junger Mann — so stellen wir es uns vor; die Wirklichkeit weist zahlreiche Beispiele auf — da ist also ein junger Mann, sogar mit mehr als gewöhnlichen Gaben und Kenntnissen, eingeweiht in die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, Politiker, und hat als solcher selbst schon eine Rolle gespielt.

Was Religion betrifft, so ist seine Religion die, daß er gar keine hat. An Gott zu denken, fällt ihm nie ein, die Kirche zu besuchen, ebensowenig, und daß er dies unterläßt, hat gewiß kein religiöses Motiv; daheim Gottes Wort zu lesen: damit fürchtete er sich fast lächerlich zu machen. Da es sich einmal so fügt, daß er durch die Verhältnisse veranlaßt wird, in einem etwas gefährlichen Fall sich über die Religion zu äußern, so wählt er den Ausweg, daß er der Wahrheit gemäß sagt: „ich habe in Sachen der Religion überhaupt keine Meinung; derlei hat mich nie beschäftigt“.

Selbiger junge Mann, der kein religiöses Bedürfnis verspürt, verspürt dagegen ein Bedürfnis — Vater zu werden. Er verheiratet sich; nun hat er ein Kind; er ist — Kindsvater; und was geschieht?

Ja, unser junger Mann ist, wie man sagt, wegen dieses Kindes „im Verlag"; er wird genötigt, als — Kindsvater eine Religion zu haben. Und es ergibt sich, daß er die evangelisch-lutherische Religion hat.

Wie kläglich, auf diese Weise Religion zu haben! Als Mann hat man keine Religion; wo es mit Gefahr verbunden sein könnte, auch nur eine Meinung über Religion zu haben, da hat man keine Religion: allein als — Kindsvater hat man (risum teneatis!) die christliche Religion, die just den ehelosen Stand empfiehlt.

So schickt man denn nach dem Geistlichen; die Hebamme rückt mit dem Kindlein an; eine junge Dame hält kokett das Häubchen, etliche junge Männer, die auch keine Religion haben, erweisen dem Vater den Dienst, als Gevatter die evangelisch-christliche Religion zu haben und die Bürgschaft für die christliche Erziehung des Kindes zu übernehmen; ein Geistlicher im seidenen Ornat sprengt mit Grazie dreimal Wasser über das süße kleine Wesen, trocknet sich dann graziös mit einem Handtuch die Hände — — —

und das wagt man unter dem Namen „christliche Taufe" Gott zu bieten. Die Taufe! Durch diese heilige Handlung wurde der Heiland der Welt zu seinem Lebenswerk geweiht, und nach ihm die Jünger, Männer, die längst die Unterscheidungsjahre erreicht hatten und in gutem Alter waren und die nun, diesem Leben abgestorben (daher tauchten sie dreimal unter, zum Zeichen, daß sie zur Todesgemeinschaft mit Christo getauft wurden), gelobten, in dieser falschen und argen Welt als Geopferte leben zu wollen.

Doch die Geistlichen, diese heiligen Männer, verstehen sich auf ihr Geschäft nur zu wohl, und nicht minder verstehen sie, daß es um ihren Erwerb übel stünde, wenn der Mensch (wie das Christentum, wie jeder vernünftige Mensch unbedingt fordern muß) erst im mündigen Alter sich für die Religion, die er haben will, entscheiden dürfte. Und darum dringen diese heiligen Wahrheitszeugen in die Wochenzimmer ein und benutzen diesen zarten Augenblick, da die Mutter nach überstandenen Kindsnöten schwach und der Vater — in seinen Nöten ist. Und dann wagt man unter dem Namen der „christlichen Taufe" Gott eine Handlung, wie die beschriebene, zu bieten, — in die doch ein klein wenig Wahrheit hineingebracht werden könnte, wenn die junge Dame, statt sentimental über dem Kindlein das Häubchen zu halten, dem Vater desselben zum Spott eine Nachtmütze über den Kopf hielte. Denn in der Weise Religion zu haben, ist, geistlich betrachtet, ein klägliches Possenspiel. Man hat keine Religion; allein auf Grund der Umstände: weil nämlich zuerst die Mutter in Umstände kam und infolge davon der Vater wiederum in Umstände kam, hat man auf Grund der Umstände mit dem kleinen, süßen Herzchen — auf Grund dessen hat man die evangelisch-lutherische Religion.

Zweites Bild.

Da ist ein Geschäftsmann. Sein Grundsatz lautet: jeder ist Dieb in seinem Handwerk. „Es ist unmöglich", sagt er, „in dieser Welt durchzukommen, wenn man es nicht treibt, wie die andern Geschäftsleute auch, die alle dem Grundsatz huldigen: jeder ist Dieb in seinem Handwerk."

Die Religion anlangend, so ist seine Religion eigentlich die, daß jeder in seinem Geschäfte Dieb ist. Übrigens hat er auch eine Religion; und nach seiner Meinung muß jeder Geschäftsmann Religion haben. „Ein Geschäftsmann", sagt er,

„dürfte, wenn er auch keine Religion hätte, das sich nie merken lassen, denn das könnte ihm leicht schaden, möglicherweise seine Ehrlichkeit in Frage stellen: am besten hat ein Geschäftsmann die im Lande herrschende Religion.“ Das letztere betreffend weist er auf die Juden hin, die in dem Rufe stehen, sie betrügen mehr als die Christen, — was er durchaus bestreitet. Er behauptet, die Christen prellen gerade so gut wie die Juden; aber diesen schadet es, daß sie nicht die im Lande herrschende Religion haben. Was das erste, den Vorteil betrifft, den die Religion abwirft, daß sie es erleichtere, seinen Schnitt zu machen — so beruft er sich hierin auf das, was man von den Geistlichen lernt. Er behauptet, just durch die Religion, der sie so nahe stehen, können die Geistlichen leichter betrügen als irgend ein anderer Stand; wenn es sich machen ließe, wollte er sich's gerne ein schönes Stück Geld kosten lassen, um die Ordination zu empfangen, da sie sich glänzend bezahlen würde.

Zwei bis viermal im Jahre steckt sich dieser Mann in sein Festgewand — und geht zum Tisch des Herrn. Da tritt so ein geistlicher Herr auf, ein Geistlicher, der (wie das Männlein, das, sowie man auf die Feder drückt, aus einer Tabaksdose herausspringt) sofort die Aufwartung macht, wie man ihm „einen blauen Zettel“ zeigt. Und darauf erfolgt feierlich die heilige Handlung, wovon sodann der Geschäftsmann, oder richtiger die beiden Geschäftsleute (der Geistliche und der Bürger) sich heimwärts wenden zu ihrer gewohnten Lebensweise, nur daß man von dem einen, dem Geistlichen, nicht sagen kann, er kehre zu seiner gewohnten Lebensweise zurück; er hatte diese ja nicht verlassen, war vielmehr eben in seinem Geschäfte tätig gewesen.

Und das wagt man Gott zu bieten unter dem Namen des heiligen Abendmahls, der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi!

Das Sakrament des heiligen Abendmahls! Beim heiligen Abendmahl hatte Christus, von Ewigkeit selbst zum Opfer geweiht, sich zum letztenmal vor seinem Tode mit seinen Jüngern zusammengefunden, um auch sie (falls sie in Wahrheit ihm nachfolgten) zum Tode oder zum wahrscheinlichen Tode zu weihen. Darum liegt bei all ihrer Feierlichkeit doch soviel erschütternde Wahrheit in den Worten von seinem Leib und Blut, von diesem Blutbund, worin das Opfer sich zusammenschließt mit seinem Häuflein treuer — Blutzeugen, die sie wohl werden wollten.

Und nunmehr ist die ganze Feierlichkeit die, daß man nach wie vor durchaus weltlich lebt — und so eine Zeremonie feiert. Aber die Geistlichen hüten sich aus guten Gründen wohl, die Menschen darüber aufzuklären, was das Abendmahl nach dem Neuen Testament ist und als Pflicht auferlegt. Ihr ganzes Gewerbe gründet sich darauf, von dem zu *leben*, daß andere geopfert werden; Opfer zu *nehmen*, das ist ihr Christentum. Den Vorschlag, sie möchten sich selbst zum Opfer darbringen, würden sie für „eine sonderbare und höchst unchristliche Zumutung" halten, die mit der *gesunden* Lehre des Neuen Testaments in striktem Widerspruch stünde; und das würden sie wohl mit einem so kolossalen Aufwand von Gelehrsamkeit beweisen, daß keines einzelnen Menschen Lebenszeit hinreichen würde, das alles durchzustudieren.

XVI.

„Zuerst Gottes Reich."

Eine Art Novelle.

Cand. theol. Ludwig Fromm — er sucht. Und wenn man hört, es sei ein „theologischer" Kandidat, der suche, so bedarf es keiner lebhaften Einbildungskraft, um zu verstehen, was

er sucht: natürlich Gottes Reich, das man ja zuerst suchen soll.

Nein, das ist es doch nicht; was er sucht, ist vielmehr eine staatliche Anstellung als Pfarrer; auch ist, was ich mit einigen wenigen Strichen zeichnen will, zuerst gar mancherlei geschehen, bis er soweit war.

Zuerst ist er in das Gymnasium gegangen, von dem er sodann als reif entlassen wurde. Dann hat er zuerst zwei Examina und vier Jahre darauf zuerst das Dienstexamen gemacht.

Er ist also nunmehr theologischer Kandidat; und man möchte vielleicht meinen, nachdem er zuerst dies alles zurückgelegt, werde er endlich soweit sein, um für das Christentum zu wirken. Ja, er kann warten. Nein, zuerst muß er ein halbes Jahr ins Predigerseminar; und nach diesem kann in den ersten acht Jahren davon nicht die Rede sein, daß er suchte; diese muß er erst hinter sich haben.

Und jetzt stehen wir am Beginn der Novelle: die acht Jahre sind verflossen, er sucht.

Sein Leben, das bisher keiner Beziehung zu dem Unbedingten bezichtigt werden konnte, wendet sich plötzlich diesem zu: er sucht unbedingt alles, schreibt einen Bogen Kanzleipapier voll nach dem andern, eilt von Herodes zu Pilatus, empfiehlt sich dem Minister wie dem Portier; kurz, er ist ganz im Dienste des Unbedingten. Ja, einer seiner guten Freunde, der ihn die letzten paar Jahre nicht gesehen hat, meint zu seinem Staunen zu entdecken, er habe abgenommen — was sich vielleicht daraus erklären läßt, daß es ihm wie dem Hunde des Münchhausen erging, der durch das viele Laufen aus einem Windhund zum Dackerl wurde.

So gehen drei Jahre hin. Unser theologischer Kandidat bedarf wirklich der Erholung; nach einer so ungeheuer angestrengten Wirksamkeit muß er außer Wirksamkeit gesetzt werden

oder in einem Amte zur Ruhe kommen und von seiner künftigen Gattin — denn er hat sich inzwischen zuerst noch verlobt — etwas verpflegt werden.

Endlich — wie Pernille zu Magdalene sagt — schlägt die Stunde seiner „Erlösung", so daß er mit der vollen Macht der Überzeugung aus eigener Erfahrung vor der Gemeinde „Zeugnis" von dem Christentum ablegen kann, daß in ihm Heil und Erlösung ist: er bekommt eine Anstellung.

Was geschieht? Infolge einer noch genaueren, zuvor von ihm nicht eingeholten Erkundigung über das Einkommen seiner Stelle macht er die Entdeckung, daß es etwa 150 Taler weniger beträgt als er geglaubt hatte. Da hört doch alles auf. Der unglückliche Mensch kommt fast in Verzweiflung. Bereits hat er sich wieder Kanzleipapier gekauft, um durch ein Gesuch beim Ministerium seine Ernennung rückgängig zu machen — und dann wieder von vorne zu beginnen; doch gelingt es einem seiner Freunde, ihn von diesem Schritt zurückzuhalten. Es bleibt also dabei: er behält die Stelle.

Er ist ordiniert — und der Sonntag kommt, da er der Gemeinde vorgestellt werden soll. Der Dekan, der dies vornimmt, ist ein mehr als gewöhnlicher Mann; er besitzt nicht nur (wie die Geistlichen zumeist, und je höher sie stehen, desto mehr) einen unbefangenen Blick für den irdischen Nutzen, sondern zugleich einen spekulativen Blick für die Weltgeschichte, was er nicht für sich selbst behält, sondern der Gemeinde zugute kommen läßt. Zum Text hat er sich genial die Worte Petri gewählt: „sieh, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt", und erklärt nun der Gemeinde, eben in Zeiten wie die unseren bedürfe es solcher Männer zu Lehrern, und empfiehlt in Verbindung hiemit diesen jungen Mann — von dem der Dekan weiß, daß er wegen der 150 Taler beinahe von der Stelle zurückgetreten wäre.

Der junge Mann besteigt nun selbst die Kanzel — und das Evangelium des Tages lautet (wie sonderbar!): trachtet **am ersten** nach dem Reich Gottes.

Er hält seine Predigt. „Eine sehr gute Predigt", sagt der selbst anwohnende Prälat; „eine sehr gute Predigt; und ganz ungemein wirksam war der ganze Passus von dem ‚am ersten das Reich Gottes', die Art, wie er dieses ‚a m e r s t e n' hervorhob." „Glauben aber Hochwürden, es sei hier der so wünschenswerte Einklang zwischen Rede und Wandel? für mich klang dieses ‚a m e r s t e n' fast wie Satire!" „Wie ungereimt! er ist ja zur Verkündigung der Lehre berufen, der gesunden, unverfälschten Lehre, daß man zuerst nach dem Reich Gottes trachten soll; und das machte er sehr gut."

* * *

Solchen Gottesdienst, die schrecklichste Lästerung, wagt man — unter Eid! — Gott zu bieten!

Wer du auch seist, denke nur an dieses Gottes-Wort: „am ersten das Reich Gottes", und dann denke an diese Novelle, die so wahr, so durchaus wahr ist: und du wirst für immer darüber im klaren sein, daß das ganze offizielle Christentum ein Abgrund von Unwahrheit und Augenverblendung ist, etwas so Unheiliges, daß sich in Wahrheit nur soviel davon sagen läßt: „dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er jetzt ist, teilnimmst, hast du beständig eine, und zwar eine große, Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott für Narren zu halten".

Gottes Wort lautet: „am ersten Gottes Reich"; und die Auslegung, vielleicht gar die „Erfüllung" (denn man läßt sich nicht lumpen) ist: zuerst alles andere und z u l e t z t Gottes Reich; nach langem Rennen und Laufen gewinnt man zuerst das Irdische, und dann endlich kommt zuletzt hintendrein eine Predigt: wie man am ersten nach Gottes Reich trachtet. So

wird man Pfarrer; und des Geistlichen ganze Praxis ist dann die beharrliche Ausübung des Grundsatzes: zuerst das Irdische und dann — Gottes Reich; zuerst die Rücksicht auf das Irdische: ob es der Regierung oder der Majorität genehm ist, oder ob man wenigstens eine gewisse Partei hinter sich hat, d. h. zuerst die Menschenfurcht und dann Gottes Reich. Zuerst das Irdische, zuerst das Geld, und dann kannst du für dein Kind die Taufe haben; zuerst das Geld, dann gibt's eine Einsegnung des Toten und die Rede nach der Taxe; zuerst das Geld, dann komme ich zu dem Kranken; zuerst das Geld und dann (virtus post nummos) — und dann die Tugend und dann Gottes Reich. Und dieses letzte Zuletzt kommt so sehr zuletzt, daß es gar nicht kommt und das Ganze bei dem ersten bleibt: beim Geld; hier allein verspürt man keinen Drang, „weiter zu gehen".

Das ist Punkt für Punkt und durch die Bank das Verhalten des offiziellen Christentums zum Christentum des Neuen Testaments. Und zwar bekennt man nicht etwa, daß das eine Jämmerlichkeit ist; nein, frech pocht man darauf, daß das Christentum perfektibel sei, daß man beim ersten Christentum nicht stehen bleiben könne, daß es nur ein Moment sei u. s. f.

Darum ist Gott nichts so sehr zuwider wie das offizielle Christentum und die Teilnahme daran, mit dem Anspruch, das heiße ihm dienen. Wenn du glaubst (und das glaubst du ja doch), daß stehlen, rauben, plündern, huren, afterreden, schwelgen u. s. f. Gott zuwider ist: das offizielle Christentum und dessen Gottesdienst ist ihm unendlich mehr ein Greuel. Wie nur ein Mensch in solch tierische Dummheit und Geistlosigkeit versunken sein kann, daß er Gott solche Verehrung zu bieten wagt, die nichts ist als Gedankenlosigkeit, Geistlosigkeit, Stumpfheit; und wie dann der Mensch das frech für einen Fortschritt im Christentum halten mag!

Es ist meine Pflicht, das zu sagen: „Wer du auch seist, welcher Art im übrigen dein Wandel sein mag — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienste, wie er jetzt ist, teilnimmst, dadurch hast du beständig eine und zwar eine große Schuld weniger.“ Selbst trägst du nun und selbst trage du nun die Verantwortung dafür, wie du handelst; aber du bist gewarnt!

XVII.

Die Konfirmation und Trauung; ein christliches Komödienspiel — wenn nicht noch Schlimmeres.

Das Gewissen (soweit in dieser Verbindung davon die Rede sein kann), das Gewissen scheint der „Christenheit“ geschlagen zu haben, daß das doch gar zu toll sei, ein rein bestialischer Unsinn, auf die Weise ein Christ zu werden: indem man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieser Feierlichkeit eine Gesellschaft, ein Gastmahl arrangiert.

Das geht doch nicht, hat die „Christenheit“ gemeint: es muß doch auch zum Ausdruck kommen, daß der Getaufte *persönlich* das Taufgelübde übernimmt.

Darum die Konfirmation, eine herrliche Erfindung, wenn man ein Doppeltes annimmt: daß der Gottesdienst darauf ausgeht, Gott für Narren zu halten, und daß er hauptsächlich Anlaß zu Familienfeiern geben soll, zu Gesellschaften, einem fröhlichen Abend, einer Gasterei, die sich dann von anderen Gastereien dadurch unterscheidet, daß sie „zugleich“ (wie raffiniert!) religiöse Bedeutung hat.

„Das zarte Kind“, sagt die Christenheit, „kann ja das Taufgelübde nicht persönlich übernehmen, dazu gehört eine

wirkliche Persönlichkeit.“ So hat man denn — ist das genial oder sinnreich? — das Alter zwischen 14 und 15 Jahren, das Knabenalter, dazu gewählt. Diese wirkliche Person — da ist gar nichts im Wege, sie ist Manns genug, das für das Kindlein abgelegte Taufgelübde persönlich zu übernehmen.

Ein Junge mit 15 Jahren! Handelte es sich um zehn Taler, so würde der Vater sagen: „Nein, mein Junge, das kann man dir nicht überlassen, dafür bist du hinter den Ohren noch nicht trocken genug“. Wo es sich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hergehört, welche die Verpflichtung des Kindleins (die doch eigentlich nicht ernst gemeint sein konnte) durch ein Gelöbnis mit persönlichem Ernst übernähme: da ist das Alter von 15 Jahren das passendste.

Das passendste, ja freilich, wenn der Gottesdienst, wie schon bemerkt, ein Doppeltes beabsichtigt: Gott auf eine — kann man das so heißen? — feine Manier für Narren zu halten und geschmackvolle Familienfeste zu veranlassen. Dann paßt es trefflich, wie alles bei dieser Gelegenheit, auch das hergebrachte Evangelium des Tages, das bekanntlich mit den Worten beginnt: „da die Türen verschlossen waren“ (Joh. 20, 19—23) — und das paßt ja besonders auf einen Konfirmationstag: es ist eine wahre Erbauung, wenn man es am Konfirmationstage von einem Geistlichen verlesen hört.

Die Konfirmation ist, wie man leicht sieht, ein weit tieferer Unsinn als die Kindertaufe, eben weil die Konfirmation als Ergänzung des bei der Taufe noch Fehlenden eine wirkliche Persönlichkeit erfordert, die mit klarem Bewußtsein ein Gelübde, das über die ewige Seligkeit entscheidet, übernehmen kann. Dagegen ist dieser Unsinn in anderer Hinsicht schlau genug im Interesse der egoistischen Geistlichkeit erfunden, die sehr wohl versteht, daß manche später vielleicht zu viel Charakter hätten, um nur zum Schein Christen sein zu wollen, wenn die

Entscheidung in Sachen der Religion (was allein christlich und allein vernünftig ist) dem reifen Mannesalter vorbehalten wäre. Darum sucht der „Pfarrer“ sich der Menschen im zarten, jugendlichen Alter zu bemächtigen, damit sie dann im reiferen Alter die Schwierigkeit haben, mit einer „heiligen“ Verpflichtung, die freilich schon dem Knaben auferlegt wurde, manchem aber doch vielleicht noch eine abergläubische Scheu einflößt, zu brechen. Darum bemächtigt sich die Geistlichkeit der Kindlein, der Knaben, nimmt ihnen heilige Gelübde ab u.s.f. Und was der „Pfarrer“, der Mann Gottes, tut, das ist ja eine fromme Tat — sonst könnte vielleicht die Analogie fordern, daß neben das Polizeiverbot an die Konditoreien, an Knaben etwas auszuschänken, ein Verbot träte, Knaben feierliche Gelöbnisse, eine ewige Seligkeit betreffend, abzunehmen; daß also den Geistlichen, weil die selbst meineidig sind, deshalb doch nicht gestattet sein sollte, zum Trost für sie selbst ein möglichst großes commune naufragium herbeizuführen, d. h. die ganze Gesellschaft meineidig zu machen. Denn darauf ist es ja wie berechnet, wenn man fünfzehnjährige Knaben sich durch heilige Gelübde verpflichten läßt, von deren Erfüllung die ewige Seligkeit abhängt.

Die Konfirmation ist also an sich selbst schon ein weit tieferer Unsinn als die Kindertaufe. Um aber der Konfirmation ganz sicher und auf alle Weise den ihrer Idee entgegengesetzten Charakter zu geben, hat man diese Handlung mit allem möglichen Endlichen und Weltlichen in Verbindung gebracht, so daß sie eigentlich die Bedeutung eines Attestes gewinnt, das der Geistliche ausstellt und ohne das der Knabe oder das Mädchen in diesem Leben gar nicht ankommen kann.

Das Ganze ist Komödie — und vielleicht könnte man, um dieser Feierlichkeit noch mehr dramatische Illusion zu geben, noch manches tun, z. B. verbieten, daß sich einer, weil das für eine wirkliche Persönlichkeit sich nicht paßt, in einer bloßen

Jacke konfirmieren lasse; oder könnte man verordnen, daß die männlichen Konfirmanden in der Kirche mit Bart zu erscheinen haben, der abends bei der Familienfeier natürlich in Wegfall kommen könnte oder vielleicht zu allerhand Jux und Narretei diente.

Was ich schreibe, ist nicht ein Angriff auf die Gemeinde: sie ist irre geleitet, und man kann es ihr nicht verdenken, daß sie, sich selbst überlassen und dadurch betrogen, daß die Pfarrer auf das Neue Testament vereidigt sind, die beste Meinung von der Art Gottesdienst hegt. Das ist ja nur menschlich. Wehe aber den Geistlichen, wehe ihnen, diesen vereidigten Lügnern! Ich weiß wohl, es hat Religionsspötter gegeben. Ja, was hätten sie nicht alles gegeben, um zu vermögen, was ich vermag; aber es glückte ihnen nicht, denn Gott war nicht mit ihnen. Anders bei mir: ursprünglich den Geistlichen so wohlgesinnt wie selten jemand, just ihnen zu helfen bereit, haben sie mich selbst zum Gegenteil getrieben. Und mit mir ist der Allmächtige; und er weiß am besten, wie man schlagen muß, daß es empfunden wird, daß das Gelächter, unter Furcht und Zittern hervorgelockt, die Geißel sein muß. Dazu werde ich gebraucht.

Die Trauung.

Wahrer Gottesdienst besteht ganz einfach darin, daß man Gottes Willen tut.

Allein diese Art Gottesdienst war noch nie nach dem Sinne der Menschen. Was vielmehr den Menschen zu allen Zeiten beschäftigt und macht, daß die Wissenschaft aufkommt und sich in viele, viele Wissenschaften entfaltet und sich in unüberschaubarer Weitläufigkeit ausbreitet, wovon und wofür Tausende von Predigern und Professoren leben; was den Inhalt der Kirchengeschichte ausmacht, an deren Studium der werdende Prediger und Professor sich bildet, — das ist dies: sich einen Gottesdienst zurecht zu machen, der darin besteht, daß der

Mensch tut, was er will, aber so, daß er dabei Gottes Namen im Munde führt, Gott anruft. Damit glaubt sich dann der Mensch vor der Anklage auf Gottlosigkeit geschützt — und just dies sein Bestreben ist, ach, gerade die qualifizierteste Gottlosigkeit.

Ein Beispiel. Es ist einer gesonnen, von Mord und Totschlag sich zu nähren. Nun sieht er freilich aus Gottes Wort, daß das nicht zulässig ist, daß Gottes Wille ist: „du sollst nicht töten". „Schon gut," denkt er; „allein mit der Art Gottesdienst ist mir nicht gedient — und ein Gottloser will ich auch nicht sein." Was tut er nun? Er gewinnt einen Pfaffen, der in Gottes Namen den Dolch segnet. Ja, „das ist was anderes!"

Gottes Wort empfiehlt den ehelosen Stand. „Doch," sagt der Mensch, „mit der Art Gottesdienst ist mir wirklich nicht gedient — und ein Gottloser bin ich denn freilich auch nicht; einen so wichtigen Schritt wie den Eintritt in die Ehe (den, notabene, Gott widerrät, so daß er also meint, das Wichtige sei, „diesen wichtigen Schritt" zu unterlassen!) — sollte ich den ohne Zusicherung des göttlichen Segens tun?" Bravo! „Dazu ist ja der Mann Gottes da, der Prediger; er segnet diesen wichtigen Schritt" (dessen Wichtigkeit ist, daß man ihn nicht tut!), „und dann ist er Gott gefällig" — und ich habe dann meinen Willen; und mein Wille wird zum Gottesdienst; und der Pfarrer erhält seinen Willen, erhält 10 Taler, die er nicht auf eine so simple Weise verdient, daß er z. B. dem Publikum die Kleider bürstete oder Bier und Schnaps schänkte; nein, er verdient sie ja in einer Wirksamkeit um Gottes willen, und auf solche Weise 10 Taler zu verdienen, das ist Gottesdienst. Bravissimo!

Welch ein Abgrund von Unsinn und Greuel! Wenn etwas Gott nicht gefällt, wird es ihm etwa dadurch wohlgefällig, daß nun — das heißt ja aus übel ärger machen! — ein Prediger dazu kommt, welcher — das heißt ja aus übel ärger machen!

— gegen Empfang von 10 Talern die Sache für gottgefällig erklärt?

Bleiben wir bei der Trauung. In seinem Wort empfiehlt Gott den ehelosen Stand. Nun ist da ein Paar, das sich heiraten möchte. Dieses Paar dürfte ja freilich, da sie sich Christen nennen, selbst darum Bescheid wissen, was Christentum ist; allein lassen wir das nun dahingestellt sein. Die Liebenden wenden sich denn an den Pfarrer — und der Pfarrer ist ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet, und das empfiehlt den ehelosen Stand. Wenn er nun kein Lügner und Meineidiger ist, der auf die gemeinste Weise schnödes Geld verdient, so muß sein Verhalten folgendes sein. Er kann höchstens mit menschlicher Teilnahme für diesen menschlichen Affekt (daß sie verliebt sind) zu ihnen sagen: „Kinder, an m i ch hättet ihr euch zuletzt wenden sollen; in dieser Sache sich an mich zu wenden ist ebenso sonderbar, wie den Polizeidirektor zu fragen, wie man es beim Stehlen angreifen solle. Es ist meine Pflicht, euch auf alle Weise zurückzuhalten: und höchstens kann ich mit dem Apostel (nicht mit Worten aus des Meisters Mund) sagen: ja wenn es schließlich sein muß und ihr eurer Glut nicht Herr werdet, so sehet, daß ihr zusammenkommet; ‚es ist besser heiraten denn Glut leiden'. Und ich weiß gar wohl, ihr werdet euch entsetzen, daß ich so von dem rede, was in euren Augen das Schönste im Leben ist; allein ich muß meine Pflicht tun. Und darum sagte ich, an mich hättet ihr euch zuletzt wenden sollen."

Nicht also in der „Christenheit". Der Pfarrer — wenn er nur welche zusammengeben kann — Gott bewahre! Würden sich die Betreffenden an die Hebamme wenden, sie wären vielleicht nicht einmal so sicher, darin bestärkt zu werden, daß ihr Vorhaben gottgefällig sei.

So werden sie getraut. „Der Mensch" bekommt seinen Willen, aber das, daß er seinen Willen bekommt, wird raffinierterweise

zugleich zum Gottesdienst gemacht; denn Gottes Name ist ja in Verbindung damit gebracht. Sie werden getraut — vom Pfarrer! Aha! Daß der Pfarrer dabei ist, das ist das Beruhigende; dieser Mann, der eidlich auf das Neue Testament verpflichtet ist und dann für die 10 Taler der gemütlichste Mensch ist, mit dem man zu tun haben kann, dieser Mann bürgt dafür, daß diese Handlung wahrer Gottesdienst ist.

Als Christ müßte man sagen: Eben der Umstand, daß ein Pfarrer dabei ist, ist das Schlimmste am Ganzen. Willst du heiraten, so laß dich doch lieber durch einen Schmied trauen, da könnte es vielleicht noch am ehesten, sozusagen, der Aufmerksamkeit Gottes entgehen; ist aber ein Pfarrer dabei, so kann es der Aufmerksamkeit Gottes unmöglich entgehen.

Eben die Anwesenheit des Pfarrers macht die Sache so kriminell als möglich. Denke daran, was zu jenem gesagt wurde, der in einem Gewitter die Götter anrief: „laß nur die Götter nicht merken, daß du dabei bist". Und so müßte man sagen: sorget nur dafür, daß kein Pfarrer dabei ist. Die andern, der Schmied und die Liebenden, haben keinen Eid auf das Neue Testament abgelegt; so geht es doch sozusagen besser an, als wenn der Pfarrer sich einstellt mit seiner heiligen Gegenwart.

* * *

Auf was jede Religion mit einigem Wahrheitsgehalt abzielt, das Christentum aber in radikaler Weise, das ist eine vollständige Umänderung mit dem Menschen: daß er durch Entsagung und Selbstverleugnung von all dem und just dem losgerissen werde, woran er unmittelbar hängt, worin er unmittelbar sein Leben hat. Mit der Art Religion ist dem „Menschen", wie er es versteht, nicht gedient. Die Geschichte ist daher die, daß von Geschlecht zu Geschlecht eine — wie zweideutig! —

höchst geachtete Gesellschaftsklasse besteht: die Geistlichen. Ihr Metier ist: das ganze Verhältnis umzukehren, so daß zur Religion wird, was dem Menschen zusagt, doch so, daß er dabei den göttlichen Namen anruft und ein Bestimmtes an die Geistlichen entrichtet. Die übrige Gesellschaft ist, wenn man genauer zusieht, egoistisch daran interessiert, daß die Vorstellung vom Pfarrer in Geltung und Kraft erhalten werde — denn sonst kann ja die Fälschung nicht gelingen.

Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden, ist eine so radikale Veränderung, daß, nur menschlich geredet, eine Familie kein schwereres Leid treffen kann, als wenn eines ihrer Angehörigen Christ würde. Denn in einem solchen Christen wird das Gottesverhältnis so übermächtig, daß er nicht „wie" verloren ist, nein, daß er vielmehr für alles, was Familie heißt, in einem weit entscheidenderen Sinne verloren ist als durch seinen Tod. Hievon redet Christus stets: wenn er mit Beziehung auf sich selbst sagt, sein Jünger sei ihm Mutter, Bruder, Schwester, und er habe in keinem anderen Sinne Mutter, Brüder und Schwestern; und dann, wenn er immer wieder von der Kollision redet, Vater und Mutter, seine eigenen Kinder u. s. f. zu hassen. Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden ist immer darauf berechnet, den Einzelnen (wie der Arzt das Zahnfleisch ablöst) aus dem Zusammenhang zu lösen, an dem er in unmittelbarer Leidenschaft hängt und der an ihm in unmittelbarer Leidenschaft hängt.

Die Art Christentum war dem Menschen nie — heute ebensowenig, unbedingt ebensowenig wie Anno 30 — nach seinem Sinn, ihm vielmehr im innersten Herzen auf Leben und Tod zuwider. Daher ist die Geschichte die, daß von Geschlecht zu Geschlecht ein sehr geachteter Stand lebt, der es als sein Metier betreibt, das Christentum in sein gerades Gegenteil zu verkehren.

Das Christentum der „Geistlichkeit“ hält darauf hin, durch die Religion (nur leider im direkten Widerspruch mit deren eigentlichem Beruf) die Familien mehr und mehr egoistisch zusammenzuschweißen und Familienfeiern, schöne, herrliche Familienfeiern zu arrangieren, z. B. Kindstaufe und Konfirmation; Festlichkeiten, die z. B. vor einer Partie in den Tiergarten und andern Familienvergnügungen dadurch einen besonderen Reiz voraushaben, daß sie „zugleich“ religiös sind.

„Wehe euch“, sagt Christus zu den Schriftgelehrten, „daß ihr den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen habt; ihr geht nicht hinein (nämlich ins Himmelreich; vergl. Matth. 23, 13) und wehret denen, die hinein wollen“ (Luk. 11, 52).

Das ist die höchst geachtete Wirksamkeit des Pfarrers, ein Gewerbe, das die Menschen am Eintritt in das Himmelreich hindert. Zum Ersatz tut dann der „Pfarrer“ sein Bestes in allerlei Leistungen, für die z. B. der Agent Carstensen im großen Stile ein entschiedenes Talent hat: in schönen herrlichen Festivitäten (— etwas Wein in der Limonade schmeckt ausgezeichnet! —) mit etwas Religion, was freilich Carstensen nicht bieten kann . . . doch könnte er sich vielleicht ordinieren lassen.

XVIII.

Daß die, zumal im Protestantismus, so gepriesene christliche Kindererziehung im christlichen Familienleben, christlich betrachtet, auf einer Lüge, auf eitel Lüge beruht.

Im allgemeinen lebt man in der „Christenheit“ wohl so, daß die Eltern sich gar nicht damit befassen, Christen anders als dem Namen nach zu sein, ja eigentlich keine Religion haben. Die Erziehung des Kindes besteht denn in einer

gewissen Dressur; man lehrt es dies und das, ohne daß man ihm jedoch eine religiöse, geschweige denn eine christliche Anschauung vom Leben beizubringen suchte oder zu ihm von Gott redete, vollends nicht nach den dem Christentum eigentümlichen Begriffen und Vorstellungen.

Anders ist es in den Familien, die mit ihrem Ernst im Christentum sich gerne selbst gar wichtig sind und von dem christlichen Familienleben und von der Bedeutung einer christlichen Kindererziehung viel zu reden wissen. Hier ist ein Gerede und eine Wichtigtuerei, daß die Erziehung des Kindes im Christentum schon mit der frühesten Kindheit beginne.

Indessen ist die Wahrheit die, daß diese christliche Kindererziehung im christlichen Familienleben (der Stolz des Protestantismus!) christlich betrachtet auf einer Lüge, auf eitel Lüge beruht.

Und das ist sehr leicht nachzuweisen.

Fürs erste. Was, christlich genommen, das Dasein des Kindes herbeigeführt hat, kann ja von den Eltern vor den Ohren des Kindes christlich wahr nicht zur Sprache gebracht werden. In selbstischem Interesse — aber unter der Etikette des Christentums! — ziehen die Eltern das Kind in der Anschauung auf, als hätte es den Eltern sein Dasein als eine außerordentliche Wohltat zu danken, als wäre dies Meisterstück der Eltern, dem das Kind sein Dasein verdankt, Gott besonders wohlgefällig. Das heißt: durch die „christliche Kindererziehung" stellt man das Christentum geradezu auf den Kopf, verkehrt seine Lebensanschauung ins gerade Gegenteil. . . Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohltat, einem Kinde das Leben zu schenken (das ist Heidentum!); christlich betrachtet ist es nichts weniger als Gott wohlgefällig, macht es in seinen Augen nichts weniger als angenehm, daß man sich damit befaßt, Kinder zu zeugen (eine solche Vorstellung von Gott ist heidnisch, sogar den niederen Stufen des Heiden-

tums angehörig, oder sie ist die Art von Judentum, welche das Christentum gerade weg haben wollte); christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammertal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre lang schmachten muß und vielleicht ewig verloren geht.

Fürs zweite. Daß die Welt, worein das Kind durch die große Wohltat der Eltern eingetreten ist, christlich genommen, eine sündige, gottlose, arge Welt ist; daß auf jeden, der in sie hineingeboren wird, wenn er unter die Zahl der Erlösten kommt, Jammer, Not und Elend, wenn er unter diese Zahl nicht kommt, ewiges Verderben wartet: das können die Eltern dem Kinde nicht sagen. Das Kind hat einerseits kein Verständnis dafür, es ist in seiner Unmittelbarkeit zu glücklich, um derlei zu verstehen; andererseits können ja die Eltern um ihrer selbst willen solches dem Kinde nicht gut sagen. Jedes Kind ist in seiner Naivetät mehr oder weniger genial. Gesetzt nun, das Kind sagte in seiner Naivetät zu den Eltern: „wenn aber die Welt so ist und solches auf mich wartet, so ist es ja nicht gut, daß ich in diese Welt gekommen bin“ — bravo, mein kleiner Freund, du hast's getroffen! — so ist das eine gar fatale Situation für die Eltern! Nein, im Christentum läßt sich nun einmal nicht pfuschen!

Für's dritte. Die wahre christliche Vorstellung von Gott können die Eltern dem Kinde auch nicht beibringen, und sie haben ein egoistisches Interesse daran, es auch nicht zu tun. Daß diese Welt vor Gott eine verlorene Welt, jeder Geborene durch seine Geburt ein Verlorener ist; daß nach Gottes — Liebeswillen ein Mensch absterben soll; daß Gott ihn also, wenn er ihm aus Gnaden seine Liebe zuwendet, aus lauter — Liebe durch alle Leiden durchmartert, um das Leben von ihm zu nehmen (denn was Gott will — wiewohl aus Liebe —, das

ist dies: er will von dem Geborenen das Leben wieder haben, will ihn in einen Abgestorbenen verwandeln, in einen, der als ein Abgestorbener lebt): das kann ein Kind, auch wenn man es ihm sagen würde, nicht festhalten, und die Eltern hüten sich, aus Egoismus, wohl, ihm das zu sagen. Was tun sie also? Sie reden von „christlicher" Kindererziehung, schöpfen aber frischweg aus dem Brunnen des Heidentums, ganz, wie ich es oben beschrieb: es ist eine außerordentliche Wohltat, daß du da bist; es ist eine herrliche Welt, in die du hereingekommen bist; und Gott ist der beste Mann, den man sich denken kann; halte dich nur an ihn: alle deine Wünsche erfüllt er dir wohl nicht, aber er hilft schon. Lauter Lüge.

Die so hoch gepriesene christliche Kindererziehung besteht also darin, daß man das Kind mit — lauter Lügen vollpfropft. Das so hoch gepriesene christliche Familienleben ist, christlich genommen, selbst eine Lüge. Christlich betrachtet gibt es kein Familienleben, geschweige denn, daß es den Anspruch erheben könnte, die wahrste Darstellung des Christentums zu sein; es kann höchstens als eine Konzession geduldet werden. Und, selbst auf einer Lüge beruhend, stopft das christliche Familienleben das Kind mit Lügen voll, findet dann selbst Geschmack an der Art Kinderchristentum (kein Wunder; denn sie ist Heidentum) und wird sentimental bei dem Gedanken, daß man nur als Kind ein wahrer Christ ist.

Und was ist dann die Folge dieser gepriesenen christlichen Kindererziehung? Entweder bummelt das Kind in demselben Schlendrian als Mann, Vater und Greis durch das Leben hin, oder es muß ihm in diesem Leben ein Augenblick kommen, wo es in die schrecklichste Anfechtung gerät, ob entweder Gott so niederträchtig ist, daß er einem armen Kinde solche geradezu verkehrten Anschauungen über ihn selbst beibringen läßt, oder ob seine Eltern Lügner waren.

Und wenn dann dieser Schmerz verwunden ist, wenn das Kind verstanden hat, daß auf seiten Gottes alles in Richtigkeit ist, daß er an den Einfällen und dem Geschwätz der Menschen über ihn gänzlich unbeteiligt ist, und daß die Eltern ja jedenfalls in menschlicher Liebe es wohl mit ihm meinten: so braucht es vielleicht doch lange, lange Zeit und die schmerzlichste Kur, um sich alles dessen wieder zu entledigen, womit eine „christliche" Kindererziehung es vollgepropft hatte.

Sieh, das ist die Folge der so hoch gepriesenen christlichen Kindererziehung; auf eine Lüge gegründet, ist sie eitel Lüge. Die Geistlichen aber, sie singen ihr Lob. Nun, und das versteht sich; wenn schon e i n Mensch hinreicht, einer ganzen Stadt die Cholera zu bringen, so sind 1000 Meineidige mehr als genug, eine ganze Gesellschaft anzustecken, so daß ihr „christliches" Leben, c h r i s t l i c h betrachtet, eitel Lüge ist.

XIX.

Die Ideale sollen verkündigt werden — sonst ist das Christentum im tiefsten Grunde verfälscht.

[24. Sept. 1855.]

Es hat einer gesagt: ein schlechter Soldat, der nicht hofft, es zum General zu bringen.

So soll es sein; soll Leben, Begeisterung in einem Heere sein, so muß alle dies Wort beseelen: ein schlechter Soldat, der nicht hofft, es zum General zu bringen.

Ein anderes ist's, was die Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht uns lehrt: daß von der ungeheuren Masse Soldaten nur wenige auch nur Unteroffiziere werden, sehr wenige Leutnants, ausnahmsweise etliche einzelne Stabsoffiziere; und ganz selten, auch als Ausnahme, ist es, daß einer General wurde.

Kehre nun das Verhältnis um! Man geht von der Erfahrung aus, die von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder ihre Bestätigung findet — und redet dann so: „Es ist von einem Soldaten Torheit, wenn er sich einbildet, General zu werden; begnüge du dich wie wir andern mit dem, was du bist, und gib dich zufrieden mit dem, was die Erfahrung lehrt, daß die Tausende es immer nur soweit bringen." Muß das die Armee nicht demoralisieren?

So im Christlichen. Statt die Ideale zu verkündigen bringt man an, was die Erfahrung lehrt, die Erfahrung aller Jahrhunderte gelehrt hat: daß die Millionen es nur zur Mittelmäßigkeit bringen. Und so bekommt man ein Christentum zur **Beruhigung**.

Niederträchtige Pfaffenlüge! — aber es bezahlt sich, daß man so das Christentum zur Beruhigung dienen läßt, während es im tiefsten Grunde aufweckend, beunruhigend ist! Man sagt so beruhigend: „Den Idealen nachzustreben ist eine Albernheit, eine Torheit, eine Narrheit, ist Hochmut, Anmaßung (ist also Gott zuwider); der Mittelweg ist die wahre Weisheit. Sei nur ruhig; du bist vollkommen ganz wie die Millionen; und die Erfahrung aller Jahrhunderte hat gelehrt, daß man's nicht weiter bringt! Sei nur ruhig, du bist wie die andern, wirst selig wie alle die andern" — ein Euphemismus für das deutlichere Wort: du fährst zur Hölle wie alle die andern; aber dieser wahre Ausdruck würde den Pfaffen kein Geld verschaffen, wogegen jener Euphemismus sich brillant bezahlt.

Lebt nun ein Einzelner, der sich mit dieser Art Seligkeit nicht genügen, nicht beruhigen lassen will; so kehrt sich die ganze Masse, auf Kommando der Meineidigen, gegen ihn, erklärt ihn für einen Egoisten, einen greulichen Egoisten, daß er nicht wie die andern sein will.

Das Neue Testament bekommt doch immer Recht, denn dieser Einzelne kommt ganz richtig in die wahren christlichen

Kollisionen hinein: er wird von den Menschen gehaßt, weil er — Christ sein will; nur daß diese Menschen als Christen kostümiert und tituliert sind und angeführt — wie feierlich! — von Lehrern, die sich eidlich auf das Neue Testament verpflichtet haben.

Auf diese Weise hat man die Christenheit demoralisiert: indem man die Verkündigung der Ideale durch das gerade Gegenteil ersetzte.

Doch, was hilft es, was hilft es, wenn man mit Hilfe der Pfaffenlüge sich dies Leben leicht und bequem macht? Die Ewigkeit narrt man nicht. Und so steif das Menschengeschlecht dabei verharrt, daß es die, welche nicht wie die andern sein wollen, bestraft, ja mit dem Leben straft, so unerschütterlich hält die Ewigkeit an ihrem Rechte fest, daß sie mit ewigem Verderben bestraft, wer sich bei seiner Gleichheit mit den anderen beruhigt.

XX.

Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden!

Wäre meine Meinung, mit diesem Rate das Geschlecht darüber zu belehren, was es künftig zu tun hat, so müßte ich mir freilich vorwerfen lassen, daß ich unendlich zu spät komme. Denn eben hierin ist nun schon jahrhundertelang mit entschiedenem Glück und siegreichem Fortgang praktiziert worden.

Während jede höhere Lebensauffassung (sogar schon im besseren Heidentum, vom Christentum ganz zu schweigen) die Sache so ansieht, daß der Mensch die Aufgabe hat, nach Gemeinschaft mit der Gottheit zu streben, und daß dies Streben das Leben schwierig und um so schwieriger macht, je ernster, entschiedener und angestrengter das Streben wird: ist im Lauf der Zeiten das Menschengeschlecht auf andere Gedanken über die Bedeutung und Aufgabe des Lebens gekommen. In seiner

natürlichen Klugheit hat das Menschengeschlecht dem Dasein sein Geheimnis abgelauscht; es ist dahintergekommen, daß man sich das Leben leicht, bequem machen kann, wenn man es so haben will (und so will man es haben). Man darf nur den Wert seiner selbst, den Wert des Menschen mehr und mehr heruntersetzen: so wird das Leben leichter und leichter. Werde ein Schwätzer — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden!

Einst war dem „Weibe" ihr Gefühl ihr eigenes Selbst. Ein Leid genügte, um ihr Leben für das ganze Leben abzuschließen; es durfte nur der Geliebte sterben oder ihr untreu werden, so verstand sie es als ihre Aufgabe, für dieses Leben verloren zu sein, und das gibt ja, konsequent durchgeführt, lange, lange innere Kämpfe und Anfechtungen, veranlaßt manchen schmerzlichen Zusammenstoß mit der Umgebung, kurz, es macht das Leben schwer. Und darum, wozu alle diese Schwierigkeiten? Sei eine Schwatzbase — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Der Tod oder die Untreue des Geliebten wird dann höchstens eine kleine Pause, wie man etwa auf einem Ball auch einmal über einen Tanz sitzen bleibt; eine halbe Stunde darauf tanzt du mit einem neuen Kavalier — es wäre ja auch langweilig, die ganze Nacht mit e i n e m Kavalier zu tanzen; und was die Ewigkeit betrifft, so ist es ja ganz zweckmäßig, wenn man weiß, daß dort mehrere Kavaliere auf einen warten. Siehst du: alle Schwierigkeiten verschwinden; das Leben wird vergnüglich, aufgeräumt, munter, leicht; kurz, wir leben in einer herrlichen Welt, wenn man sich nur recht in sie zu finden weiß — indem man in Geschwätz aufgeht.

Einst war dem „Manne" sein Charakter das eigene teure Selbst. Man hatte Grundsätze, Grundsätze, die man um keinen Preis verleugnete oder aufgab; ja man ließ lieber sein Leben, setzte sich lieber das ganze Leben hindurch jeder Mißhandlung aus, als daß man das Mindeste an seinen Grundsätzen geopfert

hätte. Denn man verstand, auch die geringste Abschwächung seiner Grundsätze heiße sie aufgeben, und in ihnen sich selbst aufgeben. Hiedurch wurde das Leben natürlich eitel Schwierigkeit. Und deshalb, wozu alle diese Schwierigkeiten? Werde ein Schwätzer — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Werde ein Schwätzer, habe heute eine Anschauung, morgen eine andere, dann wieder die von vorgestern, und am Freitag wieder eine neue; werde ein Schwätzer, vervielfältige dich, parzelliere dein Selbst aus, habe die eine Anschauung anonym, eine andere mit Namen, die eine mündlich, eine weitere schriftlich, die eine als Beamter, die andere als Privatmann, die eine als Mann deiner Frau, die andere im Klub — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden; sieh (während alle Charaktermenschen, und je mehr sie es waren, um so gründlicher, es erfuhren und bezeugten, daß diese Welt mittelmäßig, elend, jämmerlich, verderbt, schlecht ist, nur auf Spitzbuben und Schwätzer berechnet), sieh, du findest nun, daß diese Welt ganz herrlich ist, ganz wie berechnet auf dich!

Einst galt es dem „Menschen" sein eigenes Selbst, daß er eine unendliche Vorstellung davon hatte, Christ zu sein, da es ihm ein Ernst war, abzusterben, sich selbst zu hassen, für die Lehre zu leiden; und da fand er das Leben so schwierig, ja so qualvoll, daß selbst die Abgehärtetsten unter diesen Schwierigkeiten fast erlagen, wie ein Wurm sich krümmten, und selbst die Demütigsten dem Verzweifeln nahe kamen. Und darum, wozu alle diese Schwierigkeiten? Werde ein Schwätzer — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Werde ein Schwätzer — und werde dann entweder selbst Pfarrer, Dekan, Bischof, der — in Kraft eines heiligen Eides auf das Neue Testament — einmal in der Woche 3/4 Stunden lang etwas Erhabenes herausschwatzt, im übrigen aber allem Höheren guten Tag sagt; oder sei selbst Laie, der 3/4 Stunden lang von dem Erhabenen, das der Pre-

diger $^{3}/_{4}$ Stunden lang salbadert, sich erheben läßt, im übrigen aber allem Höheren guten Tag sagt: und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Fälsche so im tiefsten Grunde die göttliche oder christliche Lebensanschauung, erkenne den rechten, den gottgefälligen Weg daran, daß er (ganz gegen das Wort Gottes!) leicht ist — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden; diese Welt wird ganz herrlich und mit jedem Jahrhundert dieser herrlichen Lebensweise immer herrlicher und behaglicher und leichter! Und geniere dich gar nicht, glaube mir, du brauchst dich vor niemanden zu schämen; die ganze Kompanie ist von derselben Bonität, darum wartet deiner die Lobrede, die Lobrede auf deine Klugheit, die Lobrede aus dem Munde der andern, die mit ihrer Lobrede auf dich — wie klug berechnet! — sich selbst die Lobrede halten und dich daher nur dann verdammen würden, wenn du nicht wärest — wie die andern.

XXI.

Wessen kann man ewig gedenken?

Nur des Einen: daß man für die Wahrheit gelitten hat. Willst du für deine ewige Zukunft sorgen, so achte wohl darauf, daß du für die Wahrheit zu leiden bekommst.

Und Gelegenheit, für die Wahrheit zu leiden, hast du natürlich in jeder Sekunde genug: wie könnte das in dieser Welt der Lüge und des Betrugs, der Spitzbüberei und Mittelmäßigkeit auch anders sein! Aber, nicht wahr, da bist du dann eben nicht so dumm, die Gelegenheit zu benutzen; du bist vielmehr klug — du bietest all deinen Scharfsinn auf, um den Zusammenstoß mit dieser herrlichen Welt und das Leiden zu vermeiden. Zugleich heuchelst du dir vielleicht etwas vor und sagst, du würdest ja recht gerne leiden, wenn es nur Gelegenheit gäbe. Damit aber, mein Freund, betrügst du nur dich selbst, die Ewigkeit nie; die Folge ist, daß du nichts hast, dessen du ewig gedenken

könntest, daß du also ewig durch diese Leere gemartert wirst und durch den quälenden Gedanken, du habest dein Leben verspielt, es ausgefüllt mit Dingen, deren du nicht ewig gedenken kannst!

Vielleicht lebst du zusammen mit einem „Gerechten", der um der Wahrheit willen leidet — hier hast du ja die Gelegenheit: anerkenne ihn als solchen, und du wirst sein Leiden teilen! Du aber, du anerkennst ihn nicht bloß nicht laut, öffentlich, als das, was er ist, du gehst ihm vielmehr auf alle Weise aus dem Wege und kommst dir damit gar klug vor; oder glaubst du vielleicht gar sehr edel zu handeln und gar nicht wie die andern, indem du ihn zwar anerkennst — aber nur im Verborgenen, wo es keine Gefahr bringt, während du ihn nicht anerkennst, wo es gefährlich werden könnte. Damit, mein Freund, betrügst du dich selbst; in Torheit ließest du die Gelegenheit ungenützt, für die Wahrheit zu leiden, und das ist doch das Einzige, dessen du ewig gedenken kannst.

Ja, das Einzige, dessen man ewig gedenken kann; nimm, was du willst, bei allem andern sonst ist das nicht möglich. Du magst das schönste Mädchen geliebt, ein ganzes Leben glücklich mit ihr, der liebenswürdigsten Gattin, gelebt haben: daran kannst du nicht ewig gedenken; das ist aus vergänglicherem Stoff als das Ewige. Die größten Taten in der äußeren Welt, daß man Reiche und Länder eroberte; die interessantesten und spannendsten Verwicklungen, daß man der leitende Kopf dabei war; die größten Entdeckungen im Reich der Natur, daß man selbst der Entdecker war u. s. f. — das alles ist nichts, dessen man sich ewig erinnern kann. Es mag vielleicht durch alle kommenden Geschlechter von einem zum andern überliefert werden, du selbst aber wirst dich dessen nicht ewig erinnern können; es ist nicht die ewige Wahrheit, gehört dir auch nicht ewig an. Nur eines bleibt zurück, nur dieses einen kannst du ewig dich erinnern: daß du für die Wahrheit gelitten hast.

Hier in der Welt geht die Wahrheit gering und in Niedrigkeit einher, sie hat nicht, wo sie ihr Haupt niederlege, muß danken, wenn einer ihr ein Glas Wasser reicht — tut er es aber, anerkennt er sie laut und öffentlich als das, was sie ist, so hat diese geringe Gestalt, das arme, verhöhnte, verspottete, verfolgte Aschenbrödel, die „Wahrheit", sozusagen einen Griffel in ihrer Hand, schreibt das Wörtlein „auf ewig" auf ein Zettelchen und reicht es diesem Menschen, der sie als Zeitgenosse, also leidend, für die Wahrheit anerkannte: sein Name steht im Himmel geschrieben, sein Leben wurde (freilich gibt sich dazu ein Mensch nur höchst ungern her) zu dem Einzigen benützt, dessen man ewig gedenken kann.

Wer du auch seist, bedenke dies! Flieh vor allem die Wegleitung der Pfarrer! Das ist dir doch wohl auch begreiflich, daß du bei Erwerbsleuten von der leidenden Wahrheit, d. h. vom Christentum, nichts Wahres zu erfahren bekommst. Fliehe sie: sie betrügen dich um das Ewige, just dadurch, daß sie dich glauben machen, du könnest das Ewige auf anderem Wege als dem des Leidens erringen. Wache selbst! Denn eben das ist des Daseins Ernst, daß du in eine Welt gesetzt bist, wo die Stimme, die dich auf den rechten Weg ruft, ganz leise redet, während tausend laute Stimmen in und außer dir gerade vom Gegenteil reden; just das ist der Ernst, daß jene Stimme so leise redet, weil sie dich prüfen will, ob du auch ihrem leisesten Flüstern williges Gehör schenkst. Bedenke, die Ewigkeit bedarf deiner nicht, so daß sie um ihretwillen ihre Stimme gegen die andern, lauten Stimmen verstärken müßte! Nein, du bist's, der der Ewigkeit bedarf; und sie will — o Ernst! — deine Aufmerksamkeit prüfen; und sie wird daher um so leiser, je lauter (durch deine Schuld) die andern werden. Nichts ist leichter, als die Stimme der Ewigkeit zu übertäuben, wann sie dir vom Leiden für die Wahrheit redet als dem Einzigen, dessen man

ewig gedenken kann; nichts ist leichter als das, denn dazu braucht man nicht einmal die Pfarrer. Mit ihrer Hilfe aber wird es natürlich das Allerleichteste von der Welt (wie schrecklich!), auf ewig sich selbst zu betrügen! Und noch einmal: wie schrecklich, daß es einem so entsetzlich leicht gemacht wird; daß die Ewigkeit so ernst ist; daß man sagen muß, nichts sei dem Menschen so leicht gemacht als: ewig sich selbst zu betrügen!

Diese leidenschaftlichen Angriffe auf das offizielle Christentum riefen in Dänemark natürlich eine große Aufregung hervor. Ebenso natürlich war es aber auch, daß sie sich ohne sichtliche Nachwirkung bald wieder legte. Die Menge, die nicht Idealismus genug hatte, mit ihrem nominellen Christentum Ernst zu machen, hatte auch nicht soviel Idealismus, sich von einem bloß nominellen Christentum entschlossen loszusagen. Und da es jetzt der christlichen Menge immer gleichgültiger wird, ob sie wirklich das echte, ursprüngliche Christentum habe, wird Kierkegaard bei seiner Art des Kampfes auch nachträglich der Kirche keinen erheblichen Abbruch tun. Dagegen kann er dem Einzelnen in der Auseinandersetzung mit der Kirche die größten Dienste leisten. Wer einmal unter seinen Bann geraten ist, wird nicht zur Ruhe kommen, bis er sein Verhältnis zum Christentum gründlich geklärt hat. Dabei wird er aber bald entdecken, daß Kierkegaards letztes Wort *sein* letztes Wort nicht bleiben kann; er wird also über Kierkegaard hinausgetrieben werden, von der unbedingten Gebundenheit an die Autorität des Christentums zur unbedingten Ablehnung dieser Autorität.

Kierkegaard hat den Zustand der Christenheit im wesentlichen richtig erkannt und gezeichnet: daß die Autorität des Neuen Testaments, speziell Jesu, zwar auf dem Papier unerschütterlich

feststeht, in der Praxis des Lebens aber mit großer Gewandtheit umgangen wird. (Heute hat diese Umgehung die modische Form, daß man das Eigenartigste des ursprünglichen Christentums für zeitgeschichtlich bedingt, also unanwendbar auf die Gegenwart, also unverbindlich erklärt.) Es ist nun Geschmackssache, darin ein ungeheueres Kapitalverbrechen zu sehen. Ich finde es bloß sehr, aber sehr klein, eine Autorität, auf die man pocht, ständig zu umgehen, oder auf eine Autorität, die man ständig umgeht, zu pochen. Soll doch das Neue Testament, soll das Evangelium oder das Vorbild Jesu die Grundlage und das Gesetz unseres Lebens sein, so müssen wir seine Autorität ernst nehmen: das dürfen wir uns von Kierkegaard wohl gesagt sein lassen. Man *kann* aber eine Autorität bloß ernst nehmen, wenn sie eine klare, unzweideutige Sprache spricht. Daß nicht gehorcht wird, kann an dem zum Gehorsam Verpflichteten liegen, kann aber auch die Schuld des Befehlenden sein: daß er nicht zu befehlen versteht. Diese Seite der Sache hat Kierkegaard, das „entschiedene Polizeitalent“, nicht hinlänglich gewürdigt. Das Neue Testament hat keinen einheitlichen Sinn, keinen klar bestimmten Gottesbegriff, keine unzweideutige Auffassung des Sittlichen. Auch existiert der *eine* Jesus Christus, dessen Nachfolger wir werden sollen, überhaupt nicht: es gibt nur einen synoptischen, paulinischen und johanneischen, einen katholischen und evangelischen, einen Kierkegaardschen und Mynsterschen, einen Harnackschen, Kalthoffschen und Frenssenschen Christus u. s. f. u. s. f. Das sind mildernde Umstände für die entartete Christenheit, die sie freilich nicht wohl für sich geltend machen kann, weil sie dadurch das Recht preisgeben würde, auf ihre Autorität zu pochen. Wie kann man nun aber mit einer Autorität Ernst machen, die wegen ihrer Unbestimmtheit zu einer Norm nicht taugt? Dadurch, und dadurch allein, *daß man ihr den Gehorsam aufkündigt*. Anders entgeht man der

Versuchung nicht, sich mit seiner „Autorität" auf eine unwürdige Weise abzufinden. Wir verzichten also mit Kierkegaard auf den Anspruch, neutestamentliche Christen zu sein; wir leugnen aber gegen ihn auch die Möglichkeit, unter der Autorität des Neuen Testaments (gerade wenn man sie ernst nimmt) ein richtiges, einheitliches, in sich geschlossenes Menschenleben zu führen.

Läßt Kierkegaard das in seinen Schriften nicht gelten, so beweist er es doch durch sein eigenes Leben. Was er seinen Zeitgenossen zum Vorwurf machte, kann man ihm selbst als Lob nachrühmen: sein Christentum ist bloß eine Sinnestäuschung. Er, der die strenge Autorität des Christentums wiederherstellen wollte, hat mit souveräner Selbstherrlichkeit von dem Christentum benützt und übergangen, was ihm paßte. Mehr vielleicht als bei irgend einem andern Theologen ist sein Christus eben *sein* Christus, sein Gott *sein* Gott. Was ihn belebt, ist nicht der Glaube an Christus, sondern der Glaube an seine Mission; was ihn in seinem Handeln bestimmt, sind nicht irgend welche Lebensregeln des Neuen Testaments, sondern die Rücksicht auf seine Mission. Daß er seine Gedanken und Absichten als christlich erkannte, ist nur die Form, wie er sich nachträglich ihres Rechtes bewußt wird. Denn er hat wohl das Bedürfnis einer äußeren Sanktion seines Denkens und Tuns, aber nicht die Fähigkeit, sich nach einer äußeren Norm zu richten. Aus dem Neuen Testament hat er schwerlich den Gedanken geholt, daß man die Menschen in die Wahrheit „hineinbetrügen" müsse; Jesus, Paulus, Johannes haben es ihm nicht gesagt, daß er dazu auch Dichtungen benützen könne, wie das „Tagebuch des Verführers" und „In vino veritas". Seine besten Gedanken hat Kierkegaard auf dem ganz normalen Weg gewonnen, daß er sie aus seinem eigenen Erleben schöpfte; und er hat sie nur nachträglich mit den entsprechenden Gedanken des Christentums identifiziert. Nur deshalb konnte er schließlich auch erklären,

was er eigentlich wolle, sei nicht etwa ein strengeres Christentum, sondern menschliche Redlichkeit. Oder kann ein wirklicher, durch die Autorität des Neuen Testaments bestimmter Christ in irgend welchem Verstande sagen, daß er mit dabei sein könne, wenn man, nur offen, sich gegen das Christentum empören wolle? Hätte Paulus das gesagt, oder Augustin oder Luther? Gewiß nicht; wenn Paulus allen alles werden konnte, um je etliche zu gewinnen, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, so doch gewiß nicht den offenen Rebellen gegen den Herrn Christus ein offener Rebell. Diese Art von Taktik hat also Kierkegaard auf eigene Verantwortung gewagt. Wenn wir uns aber nach seiner sehr berechtigten Mahnung vor *aller* Sinnestäuschung und *allem* Sinnentrug hüten sollen, so doch auch vor *der* Sinnestäuschung, daß uns unsere Ideale vielleicht bloß christlich scheinen, und vor *dem* Sinnentrug, daß wir unsere Ideale andern als christlich empfehlen. Wir gehen also in der menschlichen Redlichkeit noch einen Schritt über Kirkegaard hinaus, haben und geben unsere Überzeugung einfach als *unsere* Überzeugung, und überlassen das Urteil über ihre Christlichkeit denen, die sich dafür interessieren.

Übrigens hat Kierkegaard wenigstens einmal seiner wirklichen Religion (der nämlich, aus der und in der er lebte) einen freien, unzweideutigen Ausdruck gegeben. Im Jahr 1840 schrieb er sich in sein Tagebuch: „Ein ganz wunderliches Gefühl ergreift einen, wenn man beobachtet, welcher Faktor das Poetische in der Entwickelung des Individuums ist. Denn das Poetische ist der göttliche Einschlag in die rein menschliche Existenz, die Fasern, durch welche die Gottheit die Existenz festhält. Man sollte also glauben, daß diese die glücklicheren wären, diese begabten Individuen, diese lebenden Telegraphen zwischen Gott und den Menschen. Aber so ist es ja eben nicht. Wahnwitz war ihr Los und Verkennung, kurz die Vernichtung ihrer per-

sönlichen Existenz, als unvermögend, die durch das Göttliche hervorgebrachte Erregung zu ertragen. . . Die poetische Existenz in der Persönlichkeit ist das unbewußte Opfer, die molimina des Göttlichen; erst in dem Religiösen ist das Opfer bewußt und so das Mißverhältnis gehoben.“ Mit anderen Worten: religiös ist, wer mit Wissen und Willen das Opfer des Göttlichen wird, das durch ihn in die Endlichkeit eintreten will. Das paßt auf Christus und Paulus, auf Luther und Kierkegaard; es paßt aber auch auf Spinoza und sogar auf den gottlosen Nietzsche. Aber aus dieser allgemeinen Definition des Religiösen ist keine spezielle Autorität Jesu oder des Neuen Testaments oder des Christentums abzuleiten. Sie treibt uns vielmehr wieder auf die allgemeine Untersuchung hin, wie sich das Individuum vor der Gefahr hüten kann, daß es bloße subjektive Einfälle mit göttlichen Inspirationen verwechsle. Zur Beantwortung dieser Frage hat Kierkegaard aus seiner Erfahrung heraus manchen schätzenswerten Beitrag geliefert. Wenn aber das Individuum seiner selbst sicher geworden ist, so muß es wohl oder übel seine Mission auf eigene Verantwortung ausführen. „Ich aber sage euch“, ist die normale Formel für das Auftreten der spezifisch religiösen Persönlichkeit. Dieses göttlich eigenwillige Ich klingt auch durch Kierkegaards Wirken kräftig genug hindurch, obwohl er es selbst nicht Wort haben will.

Wagen wir es also (es ist zugleich das Natürlichste und das Schwerste) uns insbesondere in Sachen der Religion des Ich frei zu bedienen, mit dankbarer Benützung der Vorgänger, aber ohne Rücksicht auf sie. Und wie seltsam: erst durch diesen extremen, autoritäts- und geschichtslosen Individualismus und Subjektivismus lernen wir (wenigstens nach meiner Erfahrung) die angeblichen religiösen Autoritäten von innen heraus, also doch wohl richtig, verstehen.

Der moderne Jesuskultus.

Von W. von Schnehen.

Preis M. 1.—.

Zweite Auflage.

Pastor Steudel im Blaubuch. Wir freuen uns der zweiten Auflage dieser Schrift. Man braucht nicht in allem mit ihr einverstanden zu sein, um doch zu wünschen, daß diese Erneuerung nicht blos dadurch nötig geworden sein möchte, daß viele sie gelesen, sondern daß sie vielen in ihrer ernsten Tendenz auf gesunde Fortentwicklung in der christlichen Lehre und der gemeindlichen Religionspflege wirklich eingeleuchtet habe.

Die Wartburg, München. Der Kritik, die W. von Schnehen dem jetzt gerne sogenannten „liberalen" Leben Jesu der modernen Theologie widerfahren läßt, messe ich heute mehr Gewicht bei als noch letztes Jahr beim Erscheinen der ersten Auflage.

Professor Dr. Arthur Drews in der Christlichen Welt: Wie man wirklich in aufgeklärten Laienkreisen über den liberalen Jesuskultus denkt, dafür sei nur auf die jüngst bereits in zweiter Auflage erschienene Broschüre von W. von Schnehen „Der moderne Jesuskultus" hingewiesen.

Prof. D. Pfleiderer in den Protest. Monatsheften. Im ganzen genommen ist seine Anklage leider nur zu begründet, und daß die Schwächen der heute scheinbar triumphierenden Theologie von einem unbefangenen Nichttheologen mit solcher rücksichtslosen Schärfe bloßgelegt worden sind, kann für Theologie und Kirche nur heilsam sein.

Münchener Zeitung. Bei der Förderung, welche dem modernen Jesuanismus jüngst durch Frenssens „Hilligenlei" zuteil geworden ist und dem hierdurch geschürten Interesse für die ganze Frage, erscheint die Broschüre von Schnehen gerade zur rechten Zeit, um den wahren Wert dieser ganzen Richtung aufzudecken. Es ist zu wünschen, daß die Schrift in möglichst viele Hände gerät; denn es gibt für uns keine dringendere Aufgabe, als die Klärung unserer so gründlich verworrenen und so jammervoll verfahrenen religiösen Denkweise.

Hamburger Fremdenblatt. Es muß zugegeben werden, daß diese Angriffe geschickt und mit scharfer Erspähung der Schwächen des Gegners geführt werden . . . . . sie machen keinen Anspruch darauf, eine endgültige Auseinandersetzung mit der Schrift zu sein, die in der nächsten Zeit vermutlich auf dem Schreibtische keines Theologen fehlen wird.

Danziger Zeitung. Herr v. Schnehen besitzt eine vollkommene klare Einsicht in das „Wesen des Christentums", die, weil sie eben einfach richtig ist, unaussprechlich viel überzeugender wirkt als die kunstvolle Konstruktion, die der große Berliner Kirchenhistoriker diesem Wesen hat angedeihen lassen, und eine ebenso klare Einsicht in die Unmöglichkeit, daß dieses Wesen erst jetzt in völliger Unveränderlichkeit mit dem Religionsbestande einer 2000 jährigen Vergangenheit sollte hervortreten können.

Die Moral ohne Gott.

Von G. Tschirn.

Vorsitzender des deutschen Freidenkerbundes.

Preis M. —.30.

Viertes bis sechstes Tausend.

Frankfurter Zeitung. Die warmherzige und klare Art wie Tschirn die weltliche Moral — denn nichts anderes will der zartbesaitete Gemüter vielleicht erschreckende Titel besagen — gegenüber der theonomen und allem sich an die letztere anhängenden Aberglauben verteidigt, wird auch den überzeugten Freidenker erfreuen.

